

25. DEZEMBER 1950 + 1 DM

ERSCHEINT JEDEN MITTWOCH

IV. JAHRGANG
NR.
52

DER

SPiegel

DAS DEU

GAZIN



EUROPA IN ASIEN VERTEIDIGEN

Weihnachten nicht zu Hause: MacArthur (siehe „Internationales“)

DER POLIZEIAUSSCHUSS des Regierungsbezirks Hildesheim (Niedersachsen) beschloß, das monatliche Futtergeld für Polizeidienst-hunde von 30 auf 20 DM herabzusetzen. Die Hildesheimer Polizeihundführer beschwerten sich durch den Polizeibeamtenbund, für 20 DM im Monat sei kein Hund zu ernähren. Der Polizeiausschuß ließ darauf schriftlich wissen, „daß hier eine Angleichung an die allgemein gewährten Sozialunterstützungs-sätze erforderlich sei. Hervorgehoben wurde insbesondere, daß der Kinderzuschlag nur 20 DM im Monat beträgt und daß es nicht verantwortet werden könne, daß ein Hund einen höheren Satz beansprucht.“

FILMBILDER und Filmplakate sollen in Zukunft nicht mehr ausgehängt werden dürfen, beschloß der Gemeinderat von Dormet-tingen im Kreis Balingen (Württemberg). Ein Schaukasten der Lamm-Lichtspiele in Schömburg, der mit Genehmigung des Bür-germeisters an der Dormettinger Molkerei angebracht war, mußte sofort entfernt werden. Sechs von den acht Gemeinderäten sind der Ansicht, „der Aushang der Filmbilder gefährde die Sittlichkeit der Jugend“.

GEGEN DEN BAU eines neuen Kinos wand-ten sich Bürgermeister und Stadträte der Stadt Mindelheim bei Memmingen (Bayern) in einer Erklärung: „Vor Gott und unserem Gewissen ist es unsere unabdingbare Pflicht, zu verhüten, daß sich ein weiterer Strom von Unflat und Verführung frech und hem-mungslos in unser Städtchen ergießt und dadurch mithilft, die Seelen zu vergiften.“

NACH ZWEIFEINHALBSTÜNDIGER Ver-handlung vor dem 7. Senat des Ober-landesgerichts Celle erklärte sich der ehe-malige Oberkreisdirektor des Landkreises Lüneburg, Eicke, in einem Vergleich bereit, die Dienstwohnung im Landratsamt zu räumen und eine Notunterkunft mit drei Zimmern und Bad als Austauschobjekt anzu-nehmen. Eicke hatte in erster Instanz die Ansicht vertreten, er sei durch die Engländer in die Dienstwohnung eingewiesen worden und könne demnach nur durch die Engländer zur Räumung aufgefordert werden. Eicke ist Erster Vorsitzender des Deutschen Roten Kreuzes im Landkreis Lüneburg.

NUR WENN PROTESTANTEN sterben, wer-den in Bleckede (Elbe) (Niedersachsen) die Kirchenglocken geläutet. Friedhof und Kapelle stehen zwar auch Katholiken für das Begräbnis zur Verfügung. „Aber das Geläut am Todestage stellt einen Aufruf an die Ge-meinde dar, des Verstorbenen zu gedenken“, erklärte der Bleckeder Superintendent Hessing.

WEGEN VERBRECHENS gegen die Mensch-lichkeit wurde vor dem Landgericht Ravens-burg (Württemberg) der ehemalige NSDAP-Kreisleiter von Wangen, Pfeiffer, angeklagt. Er hatte 1941 auf dem Marktplatz von Leut-kirch vier Mädchen, die intime Beziehungen zu französischen Kriegsgefangenen gehabt hatten, die Haare abschneiden lassen. Die Frage des Verteidigers an einen Zeugen, ob ihm bekannt sei, daß auch in Frankreich Frauen aus dem gleichen Grund die Haare abgeschnitten worden seien, wurde vom Ge-richt nicht zugelassen. Pfeiffer bekam sieben Monate Gefängnis.

DER FINANZMINISTER von Nordrhein-Westfalen, Dr. Heinrich Weitz (CDU), hat in einem Erlaß entschieden, daß den Eigen-tümern von beschlagnahmten Grundstücken die Streupflicht vor ihren Anwesen auch während der Dauer der Requisition obliegt.



Es sprüht im Glas:
PROSIT NEUJAHR!

Du hast im alten Jahr so manche Stunde, manchen Tag begleitet, mit Deines Duftes köstlicher Frische-Gib auch im "Neuen Jahre" Dich, wie Du es schon seit langen, langen Zeiten tust... Du alt-vertrautes ewig-junges 4711-charmanter Duft gepflegter Frauen.

* >4711< URECHT IN QUALITÄT *

WIE STARK IST RUSSLAND?

Kurz vor Jahresschluß entwarf das amerikanische Nachrichtenmagazin TIME ein Panorama der Kriegsstärke Rußlands. TIME, mit einer Auflage von 1,5 Millionen die meistgelesene politische Zeitung der Erde, vertritt besonders ausgeprägt den Sendungsgedanken vom „Amerikanischen Jahrhundert“. Der SPIEGEL veröffentlicht die Analyse*, die von TIME's ungewöhnlich weitreichendem Expertenstab zusammengestellt wurde, ohne Kommentar, ohne etwas wegzulassen oder hinzuzufügen.

Ehe das Jahrzehnt, ja, ehe das Jahr zu Ende ist, können sich die Vereinigten Staaten und Rußland miteinander im Kriege befinden — eine ebenso unausweichliche wie fürchterliche Tatsache. Die Stärkung der Kräfte Amerikas hängt ab — oder sollte abhängen — von der Einschätzung der Stärke Rußlands.

Die Stärke Rußlands ist ein Fragezeichen, jedoch kein so mysteriöses Fragezeichen, wie man oft annimmt. Einige Aktivposten Rußlands waren immer klar: Die unermessliche Weite des Landes, die Zahl und die enorme Zähigkeit der Menschen. Diese Vorzüge sind zur Verteidigung gegen die Atombombe ebenso nützlich wie einst gegen Napoleons Infanterie oder gegen Hitlers Panzer.

Die anderen und entscheidenden Komponenten russischer Macht sind weniger offenbar: die Stärke und Qualität seiner Streitkräfte und sein Industriepotential.

Kein moderner Industriestaat, wie tyrannisch auch immer seine Geheimhaltung sein mag, kann auf die Dauer seine industriellen und militärischen Anlagen dem Blick von draußen entziehen. In den letzten Jahren hat der Westen viel über Rußland erfahren — nicht unbedingt durch hinterhältige Methoden, sondern durch geduldige, unverdrossene Analyse von Bergen offizieller sowjetischer Berichte, Regierungsrichtlinien und Statistiken. Sie sind oft verzerrt, aber sie sind nicht völlig erfunden. Sie enthalten gewöhnlich Tatsachen genug, um die verantwortlichen Russen in die Lage zu versetzen, ihr eigenes Wirtschaftssystem in Gang zu halten. Unabhängige Gelehrte sowohl als auch Wirtschaftsfachleute der amerikanischen Regierung und Auswerter des Geheimdienstes haben in mühevoller Arbeit ein Mosaikbild von Rußlands gegenwärtiger Stärke zusammengetragen.

Wie viele Russen? In der Sowjet-Union leben mindestens 200 Millionen Menschen, 140 Millionen davon im äußersten Westen, innerhalb des Kreisbogens, der Leningrad, die Wolga und Astrachan am Kaspischen Meer schneidet. Mit anderen Worten: 70 Prozent der Bevölkerung der UdSSR konzentrieren sich auf 13 Prozent der Landfläche (in den USA leben 70 Prozent der Bevölkerung auf 32 Prozent der Landfläche).

In Amerika sind 40 Millionen, in Rußland 65 Millionen unter 15 Jahre alt, d. h., sie werden bald in der Lage sein, Waffen zu tragen oder in Industrie und Landwirtschaft zu arbeiten. In der Altersgruppe 15 bis



175 aktive Divisionen: Parade der Roten Armee

25 Jahre ist der russische Vorsprung fast ebenso groß.

Die Altersgruppe der 24- bis 55jährigen allerdings ist durch die Verluste des 2. Weltkrieges so erheblich dezimiert, daß in dieser Altersgruppe Rußland nicht mehr Menschen hat als Amerika. Aus dieser vorübergehenden Benachteiligung Rußlands wird die Ansicht abgeleitet, der Kreml werde seinen Krieg um 5 bis 10 Jahre hinausschieben. Gegen diese Folgerung spricht die Tatsache, daß die UdSSR in jedem Fall in der Lage ist, so viele Soldaten aufzustellen, wie sie ernähren und versorgen kann.

Von Faktoren wie Tapferkeit und Moral abgesehen, sind die Menschenreserven Rußlands den Amerikanern qualitativ unterlegen, weil das Bildungsniveau niedriger liegt und die Masse der Russen in technischen Handhabungen einschließlich der Bedienung üblicher Maschinen der Massenproduktion unerfahren ist.

Der Qualitätsunterschied der Menschenreserven ist noch eindeutiger in der Wirtschaft. Pro Kopf der landwirtschaftlichen Bevölkerung (mehr als die Hälfte aller Russen arbeiten in der Landwirtschaft) erzeugt Rußland nur $\frac{1}{4}$ des amerikanischen Kopfertrages. Der Arbeitsertrag eines sowjetischen Fabrikarbeiters beträgt weniger als ein Viertel der Arbeitsleistung eines amerikanischen Arbeiters.

Womit werden sie kämpfen? Washington schätzt, daß Rußland zwischen 5 und 60 Atombomben hat, eine gängige Schätzung

lautet: 20 bis 25 (Schätzungen über die Atombombenvorräte der USA liegen zwischen „mehreren Hundert“ und „einer kleinen vierstelligen Zahl“). Sicher ist, daß die Ergiebigkeit der russischen Uranerze gering ist. Ungefähr ein halbes Dutzend Uranlager wurden 1944 im zentralasiatischen Bezirk um Taschkent entdeckt. Die andere sowjetische Hauptquelle für Uran liegt in Sibirien, nordöstlich des Baikalsees.

Die Unterlegenheit in der Atomrüstung bleibt einstweilen wunder Punkt und ist wahrscheinlich der wichtigste Grund, der den Kreml davon abhält, sofort einen Weltkrieg anzufangen — bis jetzt. Immerhin, amerikanische Strategen sehen in der Atombombe nicht die „absolute Waffe“, die allein die Entscheidung bringt — herkömmliche Waffen und Kriegsmethoden müssen in Betracht gezogen werden.

Landmacht. Die Stärke der Roten Armee beträgt 2 800 000 Mann. 1 555 000 sind in 175 aktiven Divisionen mit einer Stärke von durchschnittlich je 6600 Mann aufgestellt. Eine voll aufgefüllte russische Division hat ungefähr 8000 Mann (Amerika hat 15 Divisionen im Dienst, drei weitere werden aufgestellt). Von den 175 aktiven Divisionen Rußlands sind 125 als Infanteriedivisionen (einschließlich der Luftlandetruppen) und 50 — einschließlich der Panzerverbände — als mot. Divisionen ausgerüstet. Der amerikanische Geheimdienst nimmt an, daß Rußland mit seinem seit langem vollendeten System allgemeiner

* Nachdruck mit Genehmigung der TIME LIFE Inc.

Wehrpflicht innerhalb 60 Tagen 300 Divisionen mobilisieren könnte.

Die Russen waren immer und sind auch heute noch hervorragende Artilleristen. Ihre artilleristischen Waffen sind durchweg ausgezeichnet — ihr 76-mm-Feldgeschütz aus dem 2. Weltkrieg war eines der besten überhaupt. Ebenso gut sind die russischen Panzer; der mittlere T 34 ist jedem Gegner mit Ausnahme der neuesten amerikanischen Tanks gewachsen, und der Josef Stalin III dürfte der beste Panzer sein, den es überhaupt gibt.

Luftmacht. Im 2. Weltkrieg versprach sich die UdSSR nichts von einem strategischen Bombenkrieg, sondern benutzte die Luftstreitkräfte fast ausschließlich zur planmäßigen Unterstützung der Erdtruppen.

strategische Bomberkommandos. Diese Gruppen sind in Luftflotten eingeteilt, die sich aus je drei Fliegerkorps zusammensetzen. Zu jedem Korps gehören drei Divisionen, zu jeder Division drei Regimenter und zu einem Regiment drei Geschwader. Ein Geschwader hat 30 bis 50 Maschinen.

Als die Russen im 2. Weltkrieg deutsche Flugzeugwerke eroberten und deutsche Techniker gewannen, stürzten sie sich auf den Bau von Düsenflugzeugen. Die ersten sowjetischen Düsenflugzeuge MIG-9 und YAK-15*) wurden 1946 freigegeben.

Ihre Spitzengeschwindigkeit lag nur bei 750 km/st, sie sind aber durch neue Modelle überholt. Eins der besten ist die sehr schnelle MIG-15, auf die amerikanischen Düsenflieger in Korea stießen. Sie reicht

Daß Rußland Flugzeugträger hätte, ist nicht bekannt, aber die Rote Marine baut augenblicklich eine Marineluftwaffe mit Stützpunkten auf dem Lande auf.

Was können sie produzieren? Die sowjetische Industrie hat sich von den Verlusten des 2. Weltkrieges erstaunlich gut erholt und ihren Vorkriegsstandard überschritten. Die letzten greifbaren Produktionsziffern:

● Stahl	1940	18,3 Millionen Tonnen
	1949	21,2 „ „
● Kohle	1940	160,0 „ „
	1949	236,0 „ „
● Öl	1940	31,0 „ „
	1949	34,2 „ „
● Aluminium	1940	56,7 Tausend „ „
	1949	160,0 „ „

Dieser Fortschritt geht insbesondere auf das erhöhte technische Leistungsvermögen zurück. Ende der Dreißiger Jahre standen die Russen gerade im Begriff, sich neue industrielle Kenntnisse anzueignen und einen bescheidenen Nutzen zu ziehen, als sie ganz auf Kriegsproduktion umschalten mußten. Nach dem deutschen Angriff 1941 gingen Tausende von russischen Technikern nach den USA, arbeiteten in amerikanischen Fabriken und brachten unschätzbare Kenntnisse mit nach Haus. Die Produktionsziffern von 1940 bis 49 zeigen, wie sich diese Kenntnisse bezahlt machten.

Der Zuwachs bedeutet dagegen nicht, daß Rußland sein Produktionskapital bedeutend erweitert hat. Dr. Demitri Schimkin, der während des Krieges beim Generalstab der amerikanischen Armee stand und jetzt in der Rußland-Abteilung der Harvard-Universität tätig ist, kam nach eingehendem Studium der russischen Nachkriegsproduktions-Ziffern zu dem Schluß, daß die Russen ihre Produktionserhöhungen durch optimale Nutzung der vorhandenen alten Produktionskapazität erreichten.

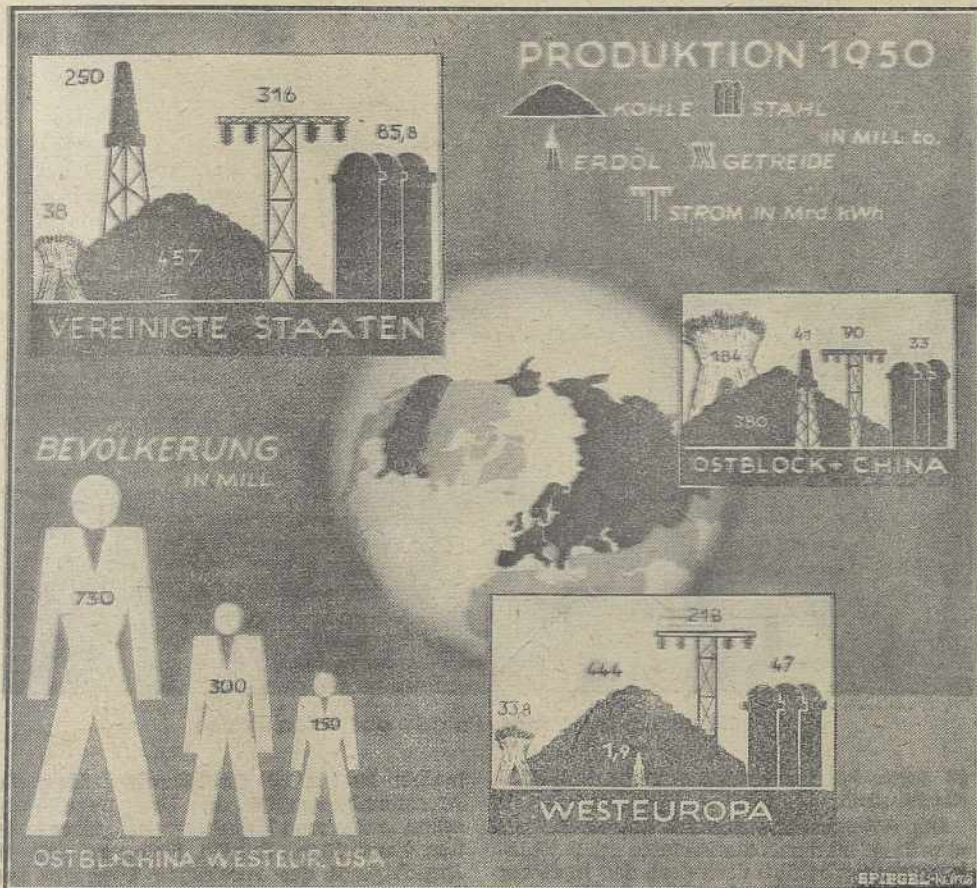
Schimkins Schlußfolgerung deutet darauf hin, daß die Russen sich nach dem 2. Weltkrieg zur Fortsetzung volltöner Kriegsproduktion entschlossen statt erst neue Produktionsmittel zu schaffen, um später um so größere Mengen Kriegsmaterial herstellen zu können. Dieser Schluß wirft die Frage auf, ob die alten Produktionsmittel der Russen den Anforderungen eines kommenden Krieges noch gewachsen sein werden. Bezeichnenderweise nahm Moskau dieses Risiko auf sich, um jederzeit für einen neuen Krieg gerüstet zu sein.

Stahl. Wie für jede Großmacht, so steht auch für Rußland die Stahl-Industrie im Mittelpunkt. Der sowjetische Stahlarbeiter ist ein Elitarbeiter mit doppeltem Leistungsniveau gegenüber anderen sowjetischen Industriearbeitern.

Ein schweres Hemmnis für die russische Stahlproduktion ist die Tatsache, daß 95 Prozent der Eisenerze westlich des Industriezentrums am Ural liegen, 85 Prozent der Kohlevorkommen hingegen östlich. Die Zusammenführung von Kohle und Eisen für die Stahlproduktion beansprucht das unzulängliche Transportsystem Rußlands außerordentlich und behindert das Vorankommen der Stahlindustrie.

75 Prozent der russischen Stahlkapazität entfallen auf die östliche Ukraine und das Trans-Ural-Gebiet. Rußlands beste Kohle kommt aus dem Kusnezsk-Becken, halbwegs quer durch Rußland. Von dort ist der Weg weit bis zu den Werken am Ural, geschweige denn zu den Werken im europäischen Rußland. Die Stahlfabriken Zentralrußlands beziehen ihre Kohle aus der Ukraine im Süden und aus den im Kriege entstandenen Stollen in Vorkuta (gleichzeitig ein berühmtes Arbeitslager) am Rande der Arktis.

In Stalinsk — im kohlenreichen Kusnezsk-Becken — haben die Russen ein großes neues Stahlwerk gebaut. Weiter östlich



Seit dem Kriege, besonders infolge der Atombombe, hat die UdSSR mehr Wert auf Langstreckenbomber gelegt. Heute hat Rußland ungefähr 500 TU-4S (russische Nachahmung der amerikanischen Superfortress B 29), Maschinen, die im Hinflug fast jede amerikanische Stadt zum Bombenwurf erreichen, allerdings nicht wieder zurückfliegen können.

Rußland hat auch verschiedene hundert alte Viermot-Bomber, die zur Bombardierung Europas und Englands noch eingesetzt werden könnten, obwohl sie im Vergleich mit modernen Jägern lahme Enten sind.

Rußland hat seine Bemühungen fortgesetzt, die taktische Unterstützung der Infanterie durch Luftstreitkräfte zu entwickeln. Die Gesamtzahl der einsatzfähigen Flugzeuge wird auf 14 000 Maschinen geschätzt, hauptsächlich Jagdflugzeuge und leichte Bomber.

Bei der Neuordnung der sowjetischen Streitkräfte im letzten Februar büßte die Luftwaffe ihre Unabhängigkeit ein und wurde ein Teil des Heeres. Das sowjetische Militärflugwesen ist nun unterteilt in Heeresluftwaffe (taktische Unterstützung der Erdtruppen), Jäger zur Luftabwehr und

in der Geschwindigkeit an die neu eingesetzten amerikanischen Düsenflugzeuge heran.

Seemacht. In den letzten beiden Jahren deuten Anzeichen darauf hin, daß Rußland bestrebt ist, eine bedeutende Seemacht zu werden. Dieser Ehrgeiz wurde genährt durch die Vernichtung der japanischen Kriegsmarine und die kommunistische Eroberung Chinas, wodurch der Roten Flotte eine Reihe von Stützpunkten in eisfreien Häfen zufiel. Indessen, Rußlands Kriegsflotte ist, soviel man weiß, unbedeutend, ausgenommen die U-Boot-Waffe, die jetzt etwa 300 Einheiten, einschließlich 30 bis 40 Schnorchel-Booten, hat. Nach Geschwindigkeit und Reichweite sind diese U-Boote imstande, eine Flotte zu begleiten.

15 Jahre lang hat Rußland am Bau von zwei oder drei Schlachtschiffen gearbeitet. Mindestens eins davon, das Schlachtschiff „Sowjetsky Soyuz“, ist wahrscheinlich im Einsatz in der Ostsee.

*) Die sowjetischen Flugzeugtypen werden nach ihrem Konstrukteur benannt. Die YAK's heißen nach Generaloberst A. S. Jakowlew, die MIG's heißen nach der Konstruktionsgruppe von Mikoyan und Gurewitsch, TU steht für Andrej Tupolew.

sind nur zwei Stahlwerke bekannt — eins davon mit 200 000 Tonnen Kapazität in Komsomolsk (nördlich Wladiwostok), das Seerüstung und schwere Geschütze für den Fernen Osten liefert. Da es in Sibirien an Eisenerz fehlt, muß dieses Werk sein Eisen aus Westrußland beziehen. Das 2. Stahlwerk ist nur klein und liegt irgendwo im Transbaikal-Gebiet.

Zusammengefaßt kann man über die Stahlproduktion sagen: Rußland hat nicht genug Stahl, um einen langen, hauptsächlich zu Lande geführten Krieg durchzuhalten. Das ist der Grund, warum die deutsche Ruhr eine Hauptfigur auf dem Schachbrett der Weltstrategie abgibt. Westdeutschland produziert gegenwärtig fast ebenso viel Stahl wie die ganze gewaltige UdSSR. Ein Uebergang der Ruhrkapazität in russische Kontrolle müßte das strategische Bild der Welt entscheidender verändern als jede andere territoriale Eroberung, die der UdSSR gelingen könnte.

Öl. Rußlands Ölproduktion — verwundbar im Gebiet des Kaspischen Meeres nördlich des Iran konzentriert und deswegen ein markant schwacher Punkt im russischen Industriesystem — wird für 1950 auf höchstens 35 Millionen Tonnen geschätzt (amerikanische Produktion 262 Millionen).

Die Balkan-Satelliten könnten 2 bis 3 Millionen Tonnen beitragen. Die reichen Ölfelder von Iran und Irak würden Rußlands Ölproduktion verdoppeln. Aber die Sowjetunion würde auf entscheidenden britisch-amerikanischen Widerstand stoßen, wenn sie versuchen sollte, auf die nächstlichen Ölquellen vorzustoßen.

Allerdings muß man sich vor einer Uebertreibung der strategischen Auswirkungen einer Erdölverknappung in Rußland hüten. Im Gegensatz zu den USA, die während des 2. Weltkrieges weniger als ein Viertel ihres Erdölaufkommens zur Versorgung der Streitkräfte einsetzen, fließt in Rußland nur ein Bruchteil des Erdöls dem zivilen Bedarf zu. Der beste Gegenbeweis für den Schluß, Rußland könne mit nur 35 Millionen Tonnen Erdöl pro Jahr einen Krieg nicht führen, ist die Tatsache, daß Hitler-Deutschland es fertigbrachte, einen totalen Krieg mit 10 Millionen Tonnen pro Jahr zu führen.

Gummi ist kein Problem. Rußland war das erste Land (1936), das nennenswerte Mengen Buna produzierte. Gegenwärtig produziert es etwa 125 000 Tonnen im Jahr.

Strom. Im Nachkriegs-Wiederaufbau der Sowjetunion hatten die elektrischen Kraftwerke höchsten Vorrang. Von 48 Milliarden kWh 1940 wurde die Stromerzeugung auf fast 80 Milliarden kWh gesteigert. Zwar liegt die Stromproduktion trotzdem noch weit unter dem amerikanischen Aufkommen (350 Milliarden kWh), aber sie ist ein bedeutsamer Schlüssel für die zukünftige industrielle Ausdehnung Rußlands.

Können sie transportieren? Das große Handikap für die wirtschaftliche Ausdehnung der UdSSR ist das Transportwesen. Rußlands Bodenschätze, besonders Eisenerz und Kohle, liegen weit auseinander.

Rußland hat fünf Haupt-Industriegebiete: Das nordwestliche europäische Rußland (Moskau, Leningrad, Gorki); die Ukraine (Kiew, Kriwoirog, Dnjeprostroi); das neuere Industriezentrum dicht hinter dem Ural (Swerdlowsk, Magnitogorsk); das Kusnezsk-Becken (Nowosibirsk, Stalinsk usw.); dazu die verstreuten Stahlwerke, Bergwerke, Depots und Zwangslager im pazifischen Gebiet.

Trotz der im Westen verbreiteten Annahme, die Tendenz der russischen Industrie ziele auf „Sicherheit hinter dem Ural“ hin, ist bewiesen, daß Stalin und

seine Leute sich um 1947 klar machten, daß amerikanische Bomber genau so leicht hinter den Ural vordringen können wie in die Ukraine. Es scheint, daß die Ukraine und Westrußland wieder in den Vordergrund rücken.

Das Ziel der Sowjets ist, diese Gebiete möglichst autark und unabhängig zu machen, so daß das eine weiterarbeiten kann, wenn das andere durch Krieg zerstört ist. Vorläufig allerdings sind die Industriegebiete noch sehr voneinander abhängig, und das heißt: abhängig vom Transport. Fast das gesamte Buna wird in Woronesch hergestellt. Gorki und Moskau liefern vier Fünftel der Kraftfahrzeuge — beide Städte sind mehr als 450 km von Woronesch entfernt.

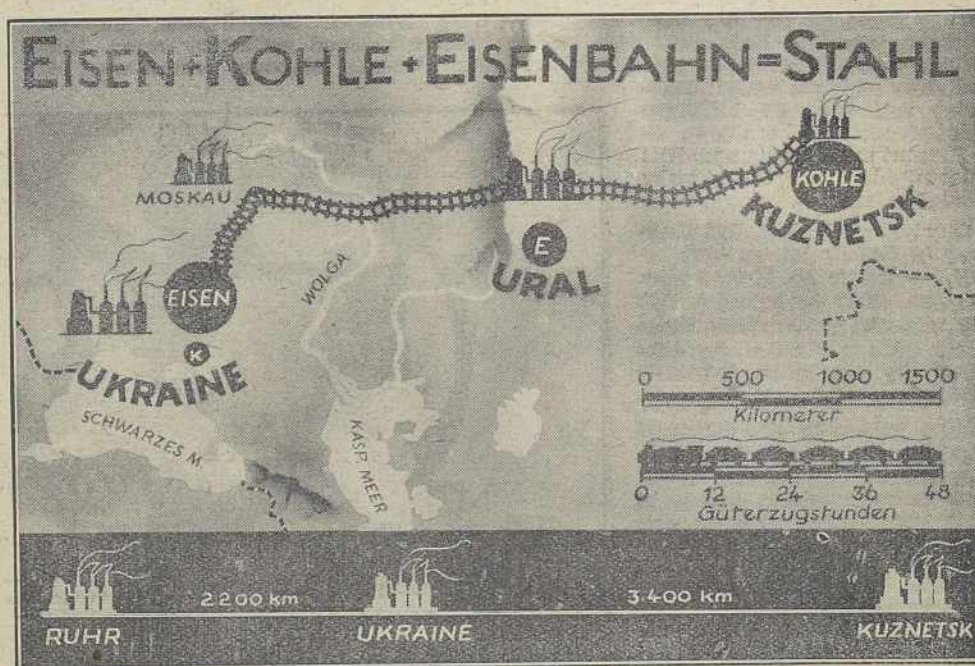
Seit den Tagen der Revolution haben sich die Russen mit ihrer veralteten Eisenbahnausstattung ausgeholfen und ihr vorn und hinten nicht reichendes Stahlaufkommen für andere Kapitalausrüstung benutzt. In den letzten fünf Jahren allerdings baute und beschaffte sich Rußland

Das Oelaufkommen der Satelliten — hauptsächlich Ploesti/Rumänien, Lisse/Ungarn und Zistersdorf/Oesterreich — beträgt sechs Millionen Tonnen, ein Sechstel der russischen Produktion. Der Hauptanteil wird aber für die eigene Industrie der Satelliten benötigt. Die Aufrechterhaltung der Industrie der Satelliten — von einer Ausdehnung einmal ganz abgesehen — könnte Rußland mehr kosten, als sie wert ist.

Militärisch können sich die Satelliten besser nützlich machen. Sie können ungefähr 100 Divisionen aufstellen, deren Kampfwert hauptsächlich von der Wirksamkeit der kommunistischen Propaganda und der politischen Kontrolle abhinge.

Ernährung. Die sowjetische Landwirtschaft hat im Gegensatz zur sowjetischen Industrie ihren Vorkriegs-Standard noch nicht wieder erreicht, obwohl die Wetterverhältnisse seit der Trockenheit 1946 günstig waren.

Die Sowjetpropaganda erfand das Lied von Rußlands ozeangroßen Weizenfeldern



in Europa 150 000 neue Güterwagen und besitzt jetzt 850 000.

Viele russische Personenwaggons und mehr als die Hälfte der Lokomotiven stammen aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg. Die meisten Schienenstrecken sind noch immer eingleisig. Ungefähr die Hälfte des russischen Schienennetzes wurde im 2. Weltkrieg zerstört oder schwer beschädigt. Die meisten Schäden sind nach dem Kriege repariert worden, aber Neubauten gehen nur langsam vonstatten.

Die übrigen Verkehrsformen sind in Rußland nur dürftig entwickelt, die Landstraßen sind kümmerlich, mit dem Bau von Rohrleitungen ist gerade erst begonnen worden. Bei seinem gegenwärtigen Stahlaufkommen kann es sich Rußland nicht erlauben, gleichzeitig das Transportwesen und die Rüstung zu forcieren. Und Transport ist etwas, was man nicht stapeln kann.

Was leisten die Satelliten? Die Satelliten sind ein dubioser Posten Rußlands. Ihre Wirtschaft ist lange mit Westeuropa verflochten gewesen. Ihre Stahlkapazität von zusammen fünf Millionen Tonnen macht ein Viertel der russischen Kapazität aus. Doch die Grundlage dieser Produktion waren lange Zeit die Rohstoffe des Westens, besonders Erz aus Schweden.

und den modernen Kollektivwirtschaften. In Wirklichkeit ist Rußland landwirtschaftlich arm. Mit einem Drittel mehr Einwohnern als die USA hat Rußland weniger Land unter dem Pflug als Amerika und produziert nur halb soviel Getreide. Seit 1895 blieb durchschnittlich alle fünf Jahre die Ernte durch Trockenheit um 25 Prozent unter der Norm.

Dr. Naum Jasny, Autor eines massiven Werks über die sozialistische Landwirtschaft der UdSSR, hat erläutert, wie Geographie und Klima Rußlands die Landwirtschaft behindern.

Der Anbau von Halmfrüchten ist im gesamten Norden und in Zentralrußland wegen der Kälte unmöglich, in einem großen Teil des Südens wegen zu geringer Niederschläge. Der russische Boden besteht — von Astrachan an der Wolgamündung nordwärts gehend — zuerst aus halber Wüste, es folgt dann besserer dunkelbrauner Boden, schließlich fruchtbare Schwarzerde, dann wieder schlechtere, dünne, graue, saure Erde.

Rußlands gewaltiges Schwarzerde-Gebiet ist das größte der Welt. Aber der überwiegende Teil liegt nördlich des 45. Breitengrades, was bedeutet, daß der Ertrag viel geringer ist als auf den gleichwertigen Böden des mittelwestlichen Weizengürtels der USA.

Ein Vergleich mit den USA offenbart einen grundlegenden Nachteil: ostwärts von Salt Lake City (in Temperatur und Feuchtigkeit Astrachan vergleichbar) ist die Folge der Bodentypen die gleiche wie in Rußland. Mit zwei Unterschieden:

- die Temperatur bleibt über den größten Teil des amerikanischen Weizengebietes hinweg mild und stetig,
- die Niederschlagsmenge steigert sich zur Küste hin, wo sie am wichtigsten ist.

In Rußland liegt die Durchschnittstemperatur viel niedriger und die Niederschlagsmenge liegt nur wenig höher, besonders in den kargen Bodengebieten des Nordens. In Amerika werden also die klimatischen Faktoren günstiger, je karger der Boden wird. In der UdSSR verschlechtern sich Boden und Klima gleichmäßig. Landwirtschaftlich läuft Rußland auf dem falschen Gleis.

Vor dem 1. Weltkrieg mußte die russische Ernte 137 Millionen Menschen ernähren, 86 Prozent davon waren Bauern. Die heutige Ernte, die nur 30 Prozent über den Erträgen von 1913 liegt, muß eine landwirtschaftliche Bevölkerung gleicher Stärke und dazu noch ein neues Proletariat von über 60 Millionen Industriearbeitern ernähren — 33 Prozent mehr Nahrungsmittel müssen für 50 Prozent mehr Menschen reichen.

Das bedeutet nicht, daß Rußland in Gefahr ist, zu verhungern — weder im Kriege noch Frieden. Aber es bedeutet, daß die schwache landwirtschaftliche Basis eine plötzliche Ausdehnung der russischen Industrie verhindern wird.

Was bedeuten die Mängel?

Die Mängel der russischen Wirtschaft, besonders auf dem Stahl- und Transportsektor, sind nicht notwendigerweise so ernst, wie derartige Mängel vergleichsweise in den USA angesehen werden müßten. Ein Faktor außerhalb der Wirtschaftsstatistik — und vielleicht ein wichtigerer als die Wirtschaftsstatistik — ist die Fähigkeit Rußlands, alle Hilfsmittel rücksichtslos in den Kriegsdienst einzuspannen.

Ein Beispiel für diese Fähigkeit ist die russische Munitionsproduktion von 1944. Damals betrug Rußlands Volkseinkommen nur 20 Prozent vom Volkseinkommen der USA. Trotzdem erreichte die russische Munitions-Produktion 35 bis 40 Prozent der amerikanischen Produktion. Bei verschiedenen Waffen erreichte Rußland die gleichen Produktionsziffern wie die USA. Trotz aller Beanspruchung scheint die russische Industriemaschine nicht zu versagen; oder mit den Worten eines amerikanischen Wirtschaftlers: „Irgendwie wird immer weitergewurstelt.“

Die Auswerter des amerikanischen Geheimdienstes haben eine unbeschreibliche Hochachtung vor der russischen Fähigkeit, unter jeder Belastung weiterzumachen. Und vor der Fähigkeit des Kreml, das Volk trotz Knappheit, trotz aller Schwierigkeiten fest in der Hand zu haben.

„Die russische Wirtschaft ist nicht nur anpassungsfähig“, sagt ein Experte in Washington, „sie ist auch spartanisch. Sie kann Auswege schaffen, wie wir es uns gar nicht vorstellen können. Es gibt keinen Mangel, an dem Rußland eingehen könnte — außer vielleicht an Munitionsmangel in dem simplen Sinn, daß die Russen etwas haben müssen, was sie uns an den Kopf

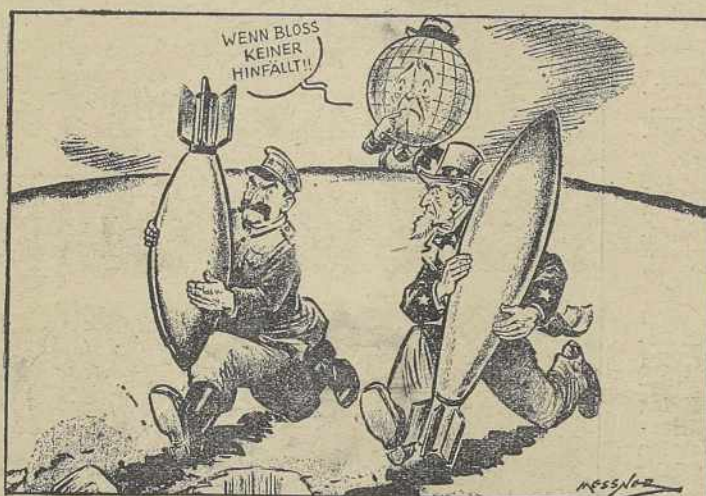
schmeißen können. Das bedeutet: Stahl. Abgesehen davon, können sie Notbehelfe schaffen und improvisieren — und jahrelang nichts als Brot essen.“

Die Chance der USA, Rußlands Engpässe auszunutzen und seine Kriegsmaschine lahmzulegen, besteht darin: Rußland zu einer Art der Kriegführung zu zwingen, die seine Kriegausrüstung schneller verbraucht, als sie ersetzt werden kann. Wenn ein sicherer Verschleiß nicht erreicht wird, ist es unwahrscheinlich, daß strategische Bombardements der UdSSR entscheidende Wirkung haben werden.

Werden sie zusammenbrechen? Können die Vereinigten Staaten bei realistischer Betrachtung der Lage hoffen, daß die innere Opposition gegen Rußlands rote Herrschaft im Kriege zu verbreitetem passivem Widerstand, zur Sabotage oder gar zur Revolte übergeht?

Kein Zweifel, daß Millionen Russen Stalins Regime hassen — aber es scheint ein müder, passiver Haß zu sein.

Dr. Merle Fainsord von der Harvard-Universität veröffentlichte kürzlich eine Auswertung sorgfältiger Interviews mit über hundert Sowjetrussen, die nach Westdeutschland geflüchtet waren. Neben der üblichen, langsam gewachsenen Ab-



The Rochester Times-Union

neigung gegen die Parteibonzen, die Kolchosen und Fabriken leiten, fand Fainsord Schwächezeichen in der von der Sowjet-Union verherrlichten Nationalitäten-Politik (die auf dem Papier verspricht, vollkommene Gleichheit für die nationalen Minderheiten zu schaffen).

Er analysierte, daß die jüngere Intelligenz der russischen Minderheiten Rußlands unter der strengen Kontrolle der Russen immer widerspenstiger wird und daß die Sowjets die Jugend nicht so eisern beherrschen, wie man wohl annimmt — denn der Kommunismus hat den revolutionären Charakter, den ideologischen Schwung verloren.

Aber diese Opposition ist in den Gehirnkästen Millionen Einzelner eingesperrt. Wenn sie nicht organisiert wird, ist sie wertlos. Kein Anzeichen deutet darauf hin, daß sie organisiert wird.

Die Moderne hat verschiedene eindrucksvolle Beispiele für die Fähigkeit der Diktatoren, ein Volk selbst in den äußersten Belastungen eines Krieges in der Hand zu behalten. Ein Beispiel ist Rußland selbst, das im 2. Weltkrieg weiterkämpfte, als der wertvollste Teil des Landes verlorengegangen war, als die blutigen Verluste fünf Millionen Mann betrug und als der Lebensstandard auf ein Niveau abgesunken war, das der Westen für unerträglich halten würde.

Was für ein Krieg? Das bemerkenswerteste Charakteristikum des russischen Kriegspotentials ist seine Unausgeglichenheit. Es ist eminent mächtig auf dem einen Gebiet, es ist anomal schwach auf dem anderen. Die Balance ist nicht leicht herzustellen. Das mangelnde Gleichgewicht beruht nicht auf falschen Entscheidungen der russischen Führer, sondern auf den beschränkten Möglichkeiten der geographischen und ökonomischen Verhältnisse.

Aus Stärken und Schwächen Rußlands kann man sich ein ziemlich klares Bild davon machen, welche Art Krieg Rußland gern führen möchte. Das größte Handicap ist die mangelnde Beweglichkeit, besonders zur See; immer noch ist Rußland militärisch nur eine Landmacht und wird es auch bleiben müssen, wenn es nicht das Industrieaufkommen des Westens mit seinem eigenen vereinigen kann.

In geringerem Maße sind aber auch die Landarmeen durch die Schranken der russischen Industrie behindert. Die UdSSR könnte Massenarmeen, die an entfernten Fronten im Einsatz sind, nicht versorgen.

Zum Teil gleicht Rußland den Mangel militärischer Beweglichkeit durch die Kontrolle über sämtliche kommunistischen Parteien der Welt aus. Die Partei trägt den roten Angriff in die entferntesten Länder vor, überlistet fremde Völker, Rußlands Schlachten zu schlagen, und bindet, wie in Korea und Indochina, die Armeen des Westens. Die Kommunistische Partei ist der beste Ersatz für eine Seemacht, den die Welt je gesehen hat.

Rußland hat drei andere ins Gewicht fallende Stärken:

- Seine Abwehrkräfte sind auf Grund wirtschaftlicher Unabhängigkeit und sicherer Beherrschung des Volkes gewaltig.
- Die industriellen Zentren Europas liegen in der Reichweite der Roten Armee.
- Rußland besitzt Atombomben, mit denen es möglicherweise in der Lage ist, die amerikanischen und den Amerikanern verbündete Industrieproduktion auf den Stand der UdSSR herunterzudrücken.

Wenn es in der Lage ist, diese Stärke voll auszunutzen, könnte Rußland die Weltherrschaft durch zwei Kriege oder einen Krieg in zwei Phasen gewinnen:

- **Erste Phase.** Rußland würde dem amerikanischen Atombombardement standhalten, während die Rote Armee Westeuropa überrennt und die Kommunistischen Parteien die Rote Macht in Asien konsolidieren. Inzwischen würden russische Atombombardements einen Waffenstillstand mit den USA erzwingen oder zumindest die USA so erschüttern, daß die Offensivmacht der USA nicht zum Tragen kommen könnte.
- **Zweite Phase.** Rußland würde durch die Beherrschung Westeuropas und mit Hilfe der asiatischen Satelliten über eine bedeutend stärkere Produktionsbasis verfügen, als sie die USA gegenwärtig besitzen. Die meisten Engpässe würde Rußland in fünf bis zehn Jahren überwunden haben.

Rußlands gegenwärtige Stärke rückt einen roten Sieg in der Ersten Phase in den unmittelbaren Bereich der Möglichkeit. Dem russischen Sieg in der Ersten Phase würde ein Sieg in der Zweiten Phase mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit folgen.

DEUTSCHLAND

VERTEIDIGUNG

Die Tapeten gewechselt

Westdeutschlands Auf- und Abrüstung soll jetzt vom linken Rheinufer aus durch ein Sicherheits-Schloß geschützt werden.

Das ehemalige Kurfürstenschloß in Koblenz wurde dazu umgebaut. Es soll zu Neujahr die oberste militärische Sicherheits- (bisher also: Abrüstungs-) Behörde der Alliierten aufnehmen, die sich nach einer neuen Zweckbestimmung umtut.

Colonel Odgen, Chef der militärischen Abteilung beim US-Element des Sicherheitsamtes, ließ beim Einzug in Koblenz verlauten: „Wenn es mit der Bewaffnung Deutschlands etwas wird, gibt es für das Sicherheitsamt genügend zu tun. Dann müssen wir z. B. auch die deutsche Wiederbewaffnung bewachen.“

Security Board allein dagegen bedeutete ausschließlich Sicherheit vor einer deutschen militärischen Auferstehung. Die Gründung des Boards beschlossen die Westmächte Sommer 48 in London, nachdem der alliierte Kontrollrat an den Dickhäuten der Sowjets geplatzt war. Auch ohne Russen sorgten die Westmächte in ihren Zonen mit ihrem Ersatz-Kontrollrat für „Aufrechterhaltung der Abrüstung und Entmilitarisierung der Deutschen“.

MSB führte dann bis Korea (und führt zum Teil auch jetzt noch auf wirtschaftlichem Gebiet) die Tradition der Potsdamer Beschlüsse von 1945 fort. Die Controller achteten streng darauf, daß der westdeutschen Industrie keine Drehbank erhalten blieb, die Werkstücke über 142 cm Durchmesser herstellen könnte. Alle Fräsmaschinen über 4 Tonnen Eigengewicht, alle hydraulischen Pressen mit mehr als 1000 Tonnen Druck wurden demontiert oder verschrottet.

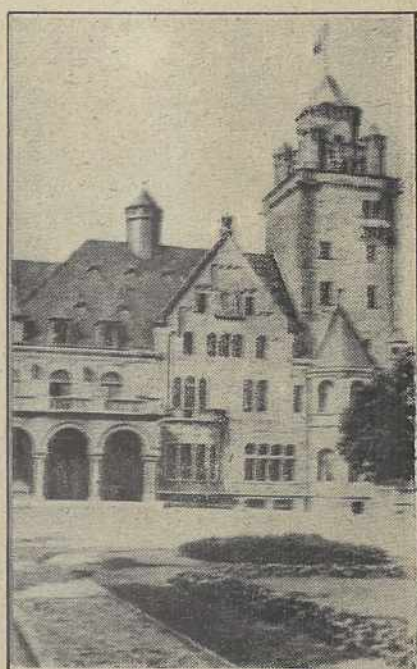
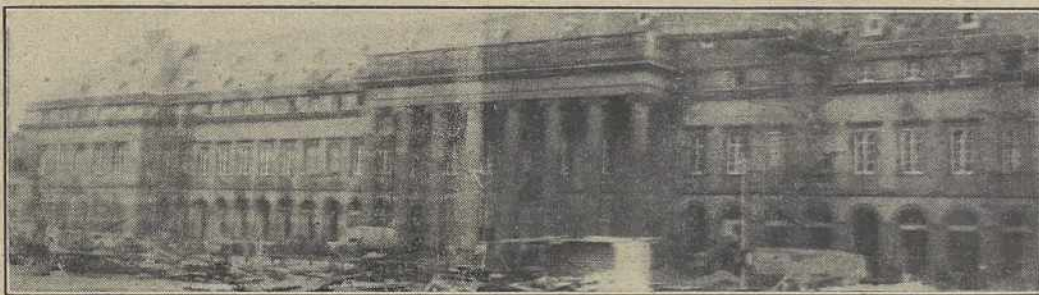
Uebereifrige Sicherheits-Unterkontrollen haben noch vor kurzem Luftschutzbunker sprengen lassen, und als im Som-

Immerhin haben 2700 Bauarbeiter von hundert verschiedenen Baufirmen aus dem ganzen Bundesgebiet seit Mai 1950 in Koblenz bis jetzt Dauerbeschäftigung gehabt. Sie mußten nicht nur das Schloß mit seinen Rundbauten (280 Büros) gründlich renovieren, sondern auch noch 55 Villen mit je fünf bis zehn Zimmern einrichten.

Ferner 25 Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 85 Vier- bis Sechszimmer-Wohnungen und zwei Ledigenheime mit insgesamt 160 Betten für die rund 300 Angehörigen der Sicherheitsbehörde. Auch zwei Hotels mit 350 Betten für höhere ledige Offiziere und Fremdbesuch waren auszubauen.

Frankreichs Oberster Sicherheitskommissar und Dezbervorsitzender der alliierten Sicherheitskommission, Divisionsgeneral Jean Ganeval, hat bereits das Basenheimer Schloß, 12 Kilometer von Koblenz, bezogen.

Schloß Waldthausen bei Mainz, das ursprünglich als Wohnsitz des inzwischen abgedankten Zonenbefehlshabers General



Kommt den Deutschen zugute: u. Sicherheits-Schloß; o. Villa für General Hodges; r. Schloß Waldthausen — leer

Den ganzen Dezember über machten die alliierten Sicherheitscontroller in rollendem Mot-Einsatz Stellungswechsel von der politischen Frontstadt Berlin in die linksrheinische Etappe. Für den Umzug vom Lancaster-House an Westberlins Fehrbelliner Platz zum Koblenzer Schloßplatz braucht die Bundesrepublik nur die Benzinkosten zu tragen: eine Million DM.

Hinzu kommen allerdings:

- 5 Millionen DM für den Umbau des Fürstenschlosses,
- 15,1 Millionen DM für die Errichtung von repräsentativen Gebäuden und Wohnungen der Sicherheitsoffiziere samt Sicherheitsgefolge,
- 4,5 Millionen DM für den Ankauf der Baugrundstücke.

Macht zusammen, einschließlich der Benzinrechnung, 25,6 Millionen DM. Das Bundesfinanzministerium verbucht die Millionen auf der Passivseite des unausgeglichenen Haushalts unter „Besatzungs- und Kriegsfolgelasten“.

Außerdem wurde aber auch ein deutschsprachiges Schild „Alliiertes Sicherheitsamt“ unter der alliierten Firmierung „Military Security Board“ (MSB) angebracht.

mer 1950 die American Overseas Airlines vier deutsche Mädchen als Luftstewardessen einstellen wollten, mußte MSB sein ok dazu geben.

Noch am 8. Mai 1950, dem 5. Jahrestag der bedingungslosen deutschen Kapitulation, ergingen neue MSB-Direktiven: strengste Beachtung des Produktionsverbots für Buna, synthetisches Benzin und Hütten-Magnesium, Begrenzung der Importliste und Kontrolle von 1600 wissenschaftlichen Instituten und 7000 Wissenschaftlern, die verdächtig waren, früher einmal atomgeforscht oder sich für unerlaubte Gase und Bakterien interessiert zu haben.

Jeder Verstoß sollte nach Artikel 7 des Kontrollratsgesetzes 24 geahndet werden: „Im Falle eines mit Ueberlegung vorgenommenen Versuchs der Wiederaufrüstung kann auf Freiheitsstrafe, für die kein Höchstmaß besteht, und auf Geldstrafe bis zu einer Million DM erkannt werden.“

Jetzt müssen die Petersberger Hochkommissare aufklärend wirken, damit die Koblenzer Millionen-Rechnung von den westdeutschen Steuerzahlern nicht falsch ausgelegt wird.

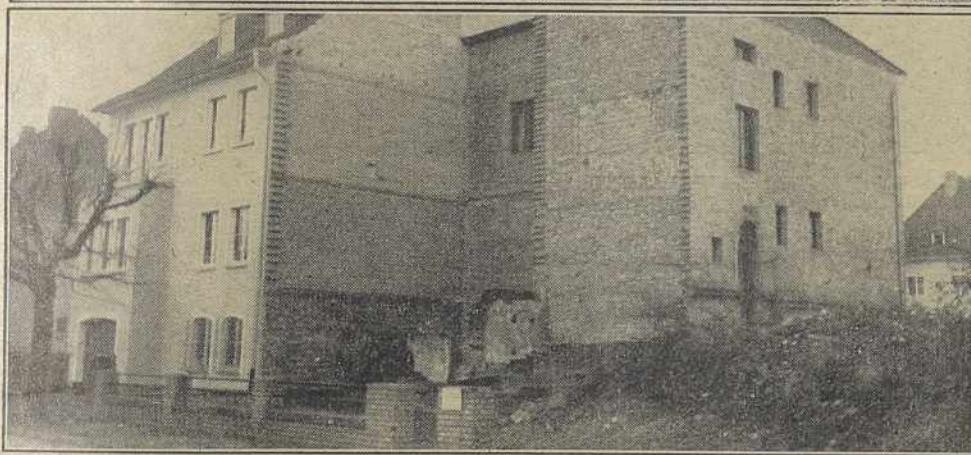
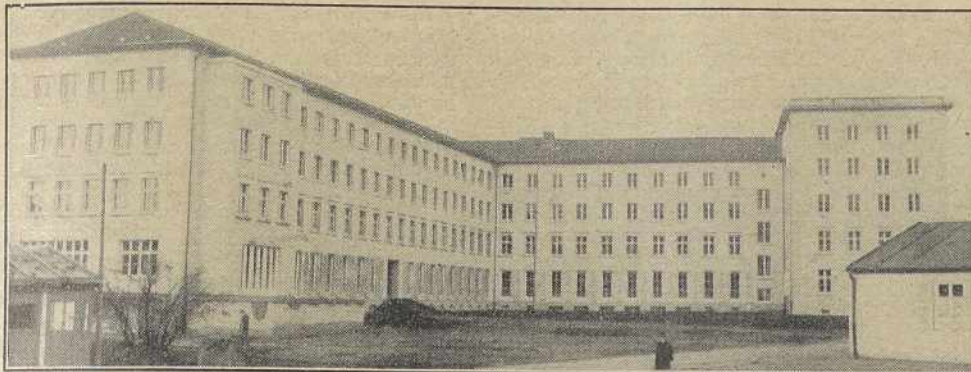
König vorgesehen war und mit 2,8 Millionen DM zu Lasten des Landes Rheinland-Pfalz hergerichtet worden ist (mit modernen Kassettendecken und Stuck, indirekter Beleuchtung und Luxusbädern), steht indes leer.

Amerikas Chefvertreter James P. Hodges will erst im Januar umsiedeln. Die Fenster der ihm zugedachten Villa, Eichendorffstraße 28 (auf der Halbinsel Oberwerth), sind schon geputzt.

Neben dem zerbombten Koblenzer Stadttheater wartet ein leeres, innerhalb drei Monaten errichtetes Junggesellenheim auf 150 ledige Engländer und Amerikaner.

Die Abnahme-Kommission erster Instanz war jedoch mit dem Bau nicht zufrieden: Order: eine Menge Innenwände müssen raus. Einige Wochen später Besichtigung Nr. zwei: Order: Die meisten Zwischenwände müssen wieder rein.

Architekten und Maler kolportieren: „Erst waren Tapeten im Ledigenheim, dann wurden sie wieder abgeschrubbt und die Wände erst blau, wenig später grün angestrichen.“ Kosten für diese nachträgliche Aenderung: 150 000 DM.



Sonderwünsche erfüllt: o. Ledigenheim der Angelsachsen; m. Offiziershaus; u. lks. Offiziershaus (r. deutsche Arztpraxis)

Dafür haben aber auch jetzt zwei Junggesellen einen Wohnraum und ein Bad für sich, schlafen können sie also, jeder in seinem eigenen Schlafzimmer.

Auch in den Villen und Etagenhäusern wurden nachträglich Wände aus- und eingemauert, Tapeten gewechselt, Hauseingänge versetzt, Dienstmädchen- und Badezimmer nachgebaut. Den komfortgewohnten Amerikanern wurden Sonderwünsche erfüllt: sie durften sich Eisschränke und elektrisch zündende Groß-Gasherde bestellen.

„Da bekanntlich jede Sache zwei Seiten hat“ — auch das Sicherheits-Schloß —, erinnerte die US-amtliche „Neue Zeitung“ noch am 12. Dezember daran, daß „die vier Milliarden DM Besatzungskosten im Jahr nur 4 1/2 Prozent des westdeutschen Sozialproduktes“ ausmachen, daß „Frankreich viel mehr für seine Sicherheit opfert“, daß der Posten Verteidigung im USA-Budget sogar 14 Prozent des Sozialproduktes beanspruche und Hitler sogar 19 Prozent des Volkseinkommens für die Verteidigung ausgegeben habe.

Außerdem habe sich gezeigt, „daß die vom Bund zu zahlenden Besatzungskosten in demselben Maße wie andere öffentliche

Gelder wieder den Deutschen zugute kommen.

„Für Einkäufe in deutschen Geschäften und für Reisen im Bundesgebiet geben die amerikanischen Besatzungsangehörigen jährlich etwa 50 Millionen Dollar aus. Die US-Hochkommission finanziert aus ihren eigenen Mitteln eine Reihe von Bauprojekten, die nach Abzug der Besatzungstruppen in deutschen Besitz übergehen.“

Also sollten die Deutschen mit ihren Nörgeleien aufhören, daß „neun Deutsche für je zwei Amerikaner arbeiten müssen“, forderte die „Neue Zeitung“.

„Wir haben die Häuser in Koblenz aber gleich so gebaut, daß man bei einem Abzug des Sicherheitsamtes aus jeder Wohnung schnell zwei machen kann“, baute Wiederaufbau-Staatssekretär Otto Schmidt in Koblenz vor. „Hauptsache ist, daß Schloß und Häuser fertiggestellt wurden. Nur eine Atombombe könnte sie uns wieder zerstören.“

Aufmerksame Koblenzer entdeckten auf den beiden Seitenflügeln des Schlosses noch die alten Podeste, auf denen vor sechs Jahren Flakgeschütze himmelwärts ballerten.

Durch die Barackenwand

Auch Belgiens Westeuropa-Verteidiger wollen weitere reguläre Truppen für deutsches Geld auf westdeutschem Besatzungsboden halten.“ Und zwar: „... nicht etwa in Baracken und Behelfsquartieren.“ Das forderte das belgische Besatzungs-Hauptquartier in Bad Godesberg für die belgischen Garnisonen, die auf 44 000 Mann gebracht werden sollen. Nordrhein-Westfalens Wiederaufbauministerium müsse schleunigst zweckentsprechende Häuser für Offiziere, Unteroffiziere und Verwaltungspersonal bauen.

Nordrhein-Westfalens Wiederaufbauministerium hospitiert selbst in Baracken und behelfsmäßigen Büros am linken Rheinufer in Düsseldorf-Oberkassel, weil Aufbauminister Otto Schmidt, ehemaliger Rechtsanwalt aus Wuppertal, nicht will, daß die Ausgebombten und Flüchtlinge mit Steinen werfen, wenn das Aufbauministerium zuerst in eigener Sache aufbauen würde.

„Erst sozialer Wohnungsbau, dann alles andere“, plante Minister Schmidt. „Nein, erst Wohnungen für belgische Truppen-Offiziere und den ganzen Führungs- und Verwaltungsstab“, forderte der belgische Quartiermeister. Die Firste der 1880 Belgier-Wohnungen, die bis zum 1. Juni 1951 schlüsselfertig sein sollen, kratzen erheblich an der fadenscheinigen Finanzdecke Nordrhein-Westfalens.

Sie haben sogar schon einige Löcher hineingestoßen, denn von den rund 100 Millionen DM, die das belgische Wohnbauprojekt ad hoc verlangt, werden nur 65 Millionen DM den Besatzungskosten zugeschlagen, die auf Bundesebene beglichen werden müssen. 35 Millionen DM muß das Land Nordrhein-Westfalen an anderer Stelle, hauptsächlich durch Zurückstellung von zivilen Wohnungsbauten, einsparen.

Da diese Einsparungen und Geldstrom-Regulationen in erster Linie Sache des Finanzministers sind, wird Aufbauminister Otto Schmidt — so hört man durch die dünnen Barackenwände seines Ministeriums — demnächst nicht mehr Hürdenspringen über belgische Wohnbau-Akten zu üben brauchen, weil die Ueberwachung des Bauauftrages zweckmäßigerweise seinem Kollegen Finanzminister Dr. Heinrich Weitz übertragen wird. Der muß ohnehin schon jetzt über Baurechnungen eskaladieren.

„Es wäre ja alles nicht so schlimm“, sagt Belgien-Sachbearbeiter Timper vom Wiederaufbauministerium, „wenn diese 1880 Wohnungen dem üblichen Nachkriegs-Wohnungsstil entsprächen“. Aber das ist nicht der Fall. Die Baufirmen, darunter die Westfälische Heimstätten-G. m. b. H. Dortmund-Hörde, wissen, welche Ansprüche gestellt werden:

Alle Wohnräume müssen mit Parkett ausgelegt werden, zur Kücheneinrichtung gehören selbstverständlich elektrischer Herd, Warm- und Kaltwasser-Anlage. Ueber die Ausführung der Badezimmer existiert eine genaue Vorschrift.

Außen- und Innenarchitektur sowie die technischen Einrichtungen richten sich nach dem Dienstgrad des zukünftigen Hausbewohners. Durchweg sollen Stabsoffiziere und höhere Verwaltungsbeamte Einzelhäuser bekommen. (Bausumme 71 000 DM pro Haus).

„Es hat ziemlichen Krach gegeben, als höheren Beamten und Offizieren zugemutet wurde, mit ihren Familien in Wohnblocks zu ziehen“, weiß man im Düsseldorfer Wiederaufbauministerium.

Subaltern-Offiziere und untere Beamte brauchen nur Zwei-Familien-Häuser zu

*) Das verstärkte belgische Besatzungs-Kontingent soll im nächsten Jahr zwei Infanterie-Divisionen und eine Panzer-Division umfassen.

nehmen, erst Unteroffiziere und übrige verheiratete Dienstgrade müssen sich mit Wohnblocks zufrieden geben.

Nordrhein-Westfalen zahlt für den Bau jeder dieser Wohnblocks-Wohnungen rund 44 000 DM. Für die deutschen Volkswohnungen dagegen werden je Wohnung nur rund 10 000 DM verbaut, für Flüchtlingsquartiere, entsprechend dem sozialen Wohnbau-Programm, sogar nur 5000 DM.

Ebenfalls große Schweiger

Für zweckentsprechende Unterbringung der alliierten Truppenverstärkungen im Bundesgebiet hätte eigentlich Theodor Blank zu sorgen. Dafür hat ihn Kanzler Adenauer vor zwei Monaten zum Sonderbeauftragten mit Staatssekretär-Rang erhoben.

Theodor Blank, Mitglied der CDU-Bundestagsfraktion und vor seinem Sonderauftrag christliche Gewerkschaftsstütze in August Schmidts Bochumer Industrie-Gewerkschaft Bergbau, wurde in Bonn als Wellenbrecher eingerammt, als des Kanzlers privater militärischer Berater, Graf Schwerin, zu wilde Wogen um die Aufstellung von Bereitschafts-Polizeikadern erzeugt hatte.

Schwerin mußte gehen und Blank kam, trotz seiner Tapferkeitsbeförderung zum Oberleutnant (im letzten Weltkrieg) unverdächtig Zivillist, dem vorläufig alle realen Möglichkeiten fehlen, Adenauers ganz spezieller Noske zu werden.

Vorläufig fährt er nur in den Bundesländern herum und besichtigt Kasernen, die er eines Tages gegebenenfalls von Flüchtlingen oder Behörden räumen lassen müßte.

Vorläufig haben ihn auch die Alliierten noch über Zeitpunkt und Umfang ihrer Truppenverstärkungen im unklaren gelassen. Blank weiß aus seinen kurzfristigen Erfahrungen während der Ländertourneen, daß es nicht leicht sein wird, sich gegenüber den Länderregierungen durchzusetzen, wenn er eines Tages tatsächlich praktische Maßnahmen anordnen müßte. Die Länder werden sich dann auf ihre im Grundgesetz verankerten föderalen Grundrechte berufen.

Sicher ohne Erfolg — nicht unbedingt wegen der Energie Blanks, sondern weil im Besatzungsstatut unter „Einzelvorbehalt der Besatzungsmächte“ steht:

- Schutz, Ansehen und Sicherheit der alliierten Streitkräfte haben Vorrang.

Die illustrierte Auslegung dazu lieferten die Briten, als sie im November mit dem Bau eines großen, auch für Düsenflugzeuge geeigneten Flugplatzes bei Wildenrath begannen; und zwar so, wie sie es für richtig hielten. Sie haben nicht Theodor Blank danach gefragt, sondern nur Nordrhein-Westfalens Landwirtschaftsminister Heinrich Lübke (CDU) kurz wissen lassen, daß auf seinen Aeckern ein solches Großprojekt an der holländisch-deutschen Grenze ausgeführt werden müsse.

Die erste Flugplatz-Wahl fiel auf den Kreis Jülich. Dort schlug aber Landrat Jonen wegen der Fruchtbarkeit des zur Enteignung (gegen Entschädigung) vorgesehenen Ackers solchen Lärm, daß die britische Kommission sechzig Kilometer weiter nordwärts fuhr. Auf weitere Proteste ließ sie sich dann nicht mehr ein.

Die von der Beschlagnahme betroffenen Landbesitzer erfuhren erst von der britischen Landnahme, als die Planierungsarbeiter schon ihre Spaten schliffen. Außer 500 ha Ackerland wurden auch 500 ha Wald für den Flugplatz abgesteckt. 25 Häuser, meist Bauerngehöfte, mit 36 Familien werden nun in den nächsten Monaten den Räumbaggern weichen müssen, denn Nordrhein-Westfalens zuständiger Landwirt-



REEMTSMA
OVA
VIRGINIA

Doppelmischung
auf Diedmont-Basis

ikgs

schaftsminister Heinrich Lübke hat Landeskommissar Generalmajor Bishop bestätigt:

„Ich danke Ihnen . . ., daß der Oberbefehlshaber der Air Force bereit ist, das Gelände in der Nähe von Wildenrath zu akzeptieren.“

Damit werden alle Ersatzvorschläge der nordrhein-westfälischen Grenzkreise, daß die Briten doch lieber ein über 1000 ha großes Waldgelände in der Tevener Heide zwischen Geilenkirchen und der holländischen Grenze roden und als Flugplatz in Anspruch nehmen möchten, hinfällig.

Theodor Blank erfuhr von dieser Flugplatz-Affäre erst aus den Zeitungen und las zwischen den Zeilen, wie wenig Vollmachten sein Zwanzig-Mann-Amt (einschließlich Radfahrer und Stenotypistinnen) besitzt.

Wenn die Spitzen des alliierten Dreier-Ausschusses — US-General Hays, der britische General Wansborough-Jones und der französische Divisions-General Ganeval — Theodor Blank einmal zu sich berufen sollten, kann er ihnen höchstens die Inventarlisten der von ihm registrierten Kasernen überreichen. Ueber die Möglichkeiten der Anlage weiterer Brennstoff- und Munitionsdepots, Flugplätze, Radarstationen und Nachrichten-Verbindungen kann und will Blank nicht mitreden.

Das hat Theodor Blank durch das häßliche Schicksal seines inoffiziellen Vorgängers, des von Adenauer geschafften Grafen Schwerin, gelernt; jeder organisatorischen und publizistischen Vorbereitung des Tages X einer deutschen Ausrüstung enthält er sich.

Die drei a.-D.-Offiziere im Amte Blank — Graf Kielmannsegg, früher Oberst im OKH, Major a. D. Achim Oster, Sohn des nach dem 20. Juli-Attentat hingerichteten Generalmajors Hans Oster, und Hauptmann a. D. von dem Bussche — sind ebenfalls große Schweiger.

Durch Schwerins brüskten Abgang gewitzigt, hüten sie sich, irgendein Wort schriftlich über das zu fixieren, was der Kanzler in diesen Tagen gefragt wird, nachdem die Alliierten sich in Brüssel geeinigt haben, die Aufstellung deutscher

Kampfgruppen-Einheiten im Verband einer west-europäischen Armee zu betreiben.

Blanks Offiziersberater haben schon auf der Kriegsschule gelernt, daß wenigstens zwei der in Erwägung gezogenen Miniatur-Verbände von 6000 bis 7000 Mann in gemischter Waffengattung zusammengefaßt werden müßten, wenn sie annähernd einsatzfähig sein sollten.

Das über ihren Amtschef dem Kanzler zu sagen, haben sie sich bisher gescheut, obwohl es bald an der Zeit wäre, um den Kanzler vor Torschluß-Entscheidungen zu bewahren. Denn den Kanzler quält offen-



Von Kaserne zu Kaserne
Theodor Blank

bar die Sorge, die westlichen Alliierten könnten auf französischen Druck hin immer noch den Bogen über Deutschland hinweg zum Vierer-Gespräch mit den Sowjets spannen, und dann käme ein Europa-Kompromiß mit Ostgefühle zustande.

Wenn dieser Bogen aber nicht gespannt wird, dann sind die Chancen für ein deutsches Wehrdienstgesetz näher denn je, meint man im Amte Blank. Und Blank macht sich heute Sorge, ob sein von gewerkschaftlicher Tradition getragener Ruf dann ein solches Gesetz so durchpauken kann, wie es Konrad Adenauer von ihm erwartet.

ARBEITSSOLDATEN

Rechte Hand am Käppi

Handwerksmeister Erhard Kuhnert und Buchhalter Walter Czirr aus Bremerhaven waren schon Monate arbeitslos, als ihnen das Arbeitsamt endlich im Oktober eine neue Stellung vermittelte: Meldung in Bremerhavens Roter-Sand-Kaserne, US-Labor-Office, bei Musterungs-Offizier Klaus Doecke, ehemals Oberleutnant einer deutschen Volksgrenadier-Division.

Kuhnert wurde als Kfz-Meister, Czirr als Verwaltungs-Fachmann für die Labor Supervision Company, APO 69, Standort Lübberstedt, engagiert. Einstufung als Master-Sergeant, Monatsgehalt 400 DM.

Der militärische Dienstgrad behagte beiden neuen Labor-Service-Männern nicht und gegen die von der Bekleidungskammer verabfolgte, blau umgefärbte GI-Uniform hatten sie stille Vorbehalte. Doch

Captain Doecke, wegen seiner guten englischen Sprachkenntnisse in der amerikanischen Hiwi-Einheit schnell avanciert, beruhigte die Zivilisten:

„Die Uniform ist nur Arbeitskleidung und die Dienstrang-Einstufung reine Formsache. Sie können tun und lassen, was Sie wollen und selbstverständlich nach dem Dienst nach Hause fahren.“

Das lasen Kfz-Meister Kuhnert und Bürokrat Czirr auch aus ihrem Einstellungs-Revers heraus, „daß Sie als Zivilangestellter gelten, mit normaler Arbeitszeit von täglich acht Stunden, ausgenommen bei Auftreten eines Notstandes . . .“

Den ersten Schatten warf die amerikanische Hilfstätigkeit für Kuhnert und Czirr, als Captain Doecke ihnen nach vierzehn Tagen eröffnete, die Einstufung als Master-Sergeant sei ein Versehen gewesen, sie sollten sich künftig besoldungsmäßig als einfache Sergeanten fühlen.

„Das heißt: von den 400 DM monatlich werden uns dann 75 DM abgezogen“, begriffen die Degradierten. Kuhnert: „Schließlich geht es uns ja nicht um den Dienstgrad, sondern um das vereinbarte Monatsgehalt.“

Doecke lenkte ein: „Wir werden Sie dann eben zunächst als First Sergeant mit 360 DM Monatsgehalt einstufen, in drei bis vier Wochen ist dann vielleicht die Beförderung zum gehaltsmäßigen Master-Sergeant fällig.“

Kuhnert und Czirr nahmen ihren Dienst sehr genau, aber auch den Dienstschuß um 17 Uhr, um von ihrer Labor-Service-Kaserne in Lübberstedt zum Arbeiterzug nach Bremerhaven zu kommen.

Ab 11. November brauchten die Ehefrauen Kuhnert und Czirr das Mittagessen abends nicht aufzuwärmen, weil ihre Ehemänner in der Kaserne bleiben mußten — auf Befehl der amerikanischen Kasernenleitung und des deutschen Center-Commander, Captain Walter Kolloch. Das Kasernement sollte gründlich gesäubert und abschließend inspiziert werden.

Acht Tage lang wurden Kasernenstuben gescheuert, Korridore geschrubbt, Schränke aufgeräumt und appellfähig gemacht. Das nahmen Kuhnert und Czirr als Rückfall in Kommistage ohne Murren hin, „denn es sollte ja ein Ausnahmefall sein“.

Am Sonnabend, 18. November, stand die Labor Supervision Company in vier Gliedern angetreten, die Offiziere vor der Front. „Dann wurde es militärisch“, erinnert sich Zivilist Erhard Kuhnert. „Appell in Haarschnitt, Bügelfalten, Stuben- und Spind-Durchsicht. Mit Taschenlampen wurde hinter die weggerückten Schränke geleuchtet, wie früher beim UvD-Durchgang in Preußen-Kasernen.“

Stube Nr. 40 der beiden nominellen First Sergeants Kuhnert und Czirr war vorschriftsmäßig gesäubert. Vom Bettenbau bis zur geputzten Spindstange alles „okay“.

Laut Dienstplan war die Inspektion sonnabends um 12 Uhr vorüber. Die Angehörigen der Labor Supervision Company zogen statt uniformierter Arbeitskleidung Zivilsachen an und nahmen Kurs zur Schreibstube, um sich ihre Urlaubspässe abzuholen, die sie normalerweise stets nach Dienstschuß bekamen.

Doch diesmal drehte der Spieß seinen rechten Daumen nach unten:

„Schlechtes Wetter heute. Ueber hundert Beanstandungen bei der Besichtigung. Die Offiziere besprechen sich gerade in der Messe. Ich darf noch keine Pässe ausgeben.“



Spannt den Bogen nicht
General Hays



Stuttg. Zeitung

„Euch will ich den Militarismus schon austreiben. Stillgestanden! Das Gewehr über!“

Darauf großes Hallo unter den Zivilarbeitern vor der Offiziers-Messe. Kuhnert und Czirr besänftigten die Hitzköpfe und rieten: „Macht doch keine Meuterei. Noch ist das Offiziers-Meeting in Gang, vielleicht kriegen wir doch noch die Pässe. Sie können uns doch hier nicht einbuchten, wo es gerade Geld gegeben hat und unsere Frauen darauf warten.“

Aber es blieb dabei. Auch nach einer weiteren Wartestunde zeigte der Daumen des Spieß' nach unten.

„Wenn das so gemeint ist, dann fahren wir eben ohne Pässe“, meuterten jetzt Kuhnert und Kumpel Czirr am lautesten. Mit Hinweis auf Paragraph 5 ihrer Einstellungsbedingung: achtstündiger Arbeitstag außer in Sonderfällen des Notstandes. „Und der ist nicht gegeben“, lotste Kuhnert den Buchhalter Czirr ans Kasernen-tor.

Um 14.30 Uhr passierten sie das Kasernen-tor und nannten dem Posten, der sie zurückhalten wollte, ihre Paßnummer: „Machen Sie ruhig eine Meldung darüber, wenn Sie Schwierigkeiten haben sollten.“

Als der Wachhabende sich einmischte, drohte Kuhnert: „Wenn man uns in unserer Lage Schwierigkeiten bereiten wird, werde ich mit einem Anwalt darüber sprechen und Anzeige wegen Freiheits-beraubung erstatten.“

Die übrigen sechzig zivilen Hilfswilligen mußten sich noch eine Stunde gedulden, bis US-Commander Major Robert E. Tolle die Urlaubssperre aufhob, weil der meuternde Haufen nicht von der Tür zur Offiziersmesse gewichen war. Dann durften sie endlich die Kaserne verlassen.

Bis Montag morgen 6.50 Uhr zum Dienstanfang.

Da kamen auch Kuhnert und Czirr unbeschwert vom Wochenende in Bremerhaven zurück. Captain Doepke rügte sie vor versammelter Mannschaft: „Meine Herren, ab jetzt geht es streng militärisch zu. Wem das nicht paßt, der soll die Konsequenzen ziehen. Draußen warten tausend Erwerbslose...“

In erster Linie bekam Kuhnert die Konsequenzen zu spüren. „Stillgestanden!“ kommandierte Captain Doepke beim nächsten Appell, legte stramm die rechte Hand ans US-Käppi und verlas den Strafbescheid:

„First Sergeant Kuhnert wird sofort entlassen wegen unerlaubten Entfernens von der Einheit vom 18. November, 13 Uhr,

bis 20. November, 6.50 Uhr. Er hat respektlose Bemerkungen dem Sergeant of the Guard gegenüber am Tage des unerlaubten Entfernens von der Truppe gemacht.“

Dann folgte der Straftenor für Walter Czirr: „Degradierung zum Private. Grund: Er hat das Depot am 18. November



Von der Truppe entfernt
Erhard Kuhnert

ohne Ausweis verlassen und sich bis Montag, 20. November, unerlaubt von der Truppe entfernt.“

„Das sind 130 DM Verlust“, errechnete Buchhalter Czirr sofort den materiellen Schaden der Degradierung: „Dann danke ich überhaupt“, und reichte selbst die Kündigung ein.

Vereint wie zum Wochenend-Urlaub zogen Kuhnert und Czirr darauf zum Bremerhavener Arbeitsgericht, um Klage gegen ihre verflissene Kompanie-Führung einzureichen. „Schon im Interesse aller Arbeitskameraden, die heute noch in den

Arbeitseinheiten Dienst tun. Sind sie nun Soldaten oder Zivilisten? Das muß endlich klargestellt werden!“

Doch das Arbeitsgericht schob die Klage zurück: „Hierzu benötigen wir die Genehmigung des Landeskommissars, und die bekommen wir nicht. Das ist eine rein amerikanische Angelegenheit.“

Das Bremerhavener Arbeitsamt hat Kuhnert und Czirr für die Dauer von sechs Wochen das Stempelgeld gesperrt, „da Sie aus eigenem Verschulden entlassen worden sind bzw. selbst kündigten“.

Jetzt sucht Kuhnert einen mutigen Rechtsanwalt, der für ihn die Klage wegen Freiheitsberaubung gegen die Labor Service Company in Lübberstedt durchfechten soll.

FALKENHAUSEN

Madame durfte fliehen

Seit in Brüssels Palais de Justice die als Nebenkläger zugelassenen Zivilparteien ihre Plädoyers begonnen haben, hat der Falkenhausen-Prozeß, dessen Objektivität anfangs viel gerühmt wurde, eine neue Note bekommen. Bisher plädierten Juristen. Seit kurzem Kommunisten.

Der 75jährige Generaloberst a. D. und frühere Militär-Gouverneur von Belgien, Alexander von Falkenhausen, seit dem 20. Juli 1944 durch Hitlers Konzentrations-lager und mehr als 60 alliierte Gefängnisse geschleift, von namhaften Belgiern als korrekter und humaner Besatzungs-general gelobt, muß sich nun gefallen lassen, als Mittel zum Zweck kommunistischer Propaganda-Effekte zu dienen. Die Aktionen sind in Wahrheit gegen die westeuropäische Konsolidierung gerichtet.

Erwünschter Propaganda-Effekt bei Belgiern: mit den deutschen Okkupanten von 1940 bis 1944 kann es 1950 keine Verständigungsbasis, geschweige denn einen europäischen Verteidigungspakt geben

Erwünschter Propaganda-Effekt bei Deutschen: mit den kurzsichtigen Alliierten, die noch 1950 einen der integersten deutschen Generale anklagen, gibt es kein Gespräch über die Remilitarisierung.

Als Anwalt einer der auftretenden „Zivilparteien“ fungiert der kommunistische Senator Fonteyne, der bei den letzten Wahlen durchfiel. Auch Madame Buch, Generalsekretärin der belgischen KP, tritt als Anwältin auf. Nicht nur bei ihren Parteifreunden finden die belgischen Kommunisten ein Ohr, sondern auch im national-belgischen Lager, wo man sich ihren patriotischen Sirenenklängen nicht ganz verschließt.

Fonteyne, der während des Krieges von Deutschen verhaftet wurde, könnte sich eigentlich nicht über den Militär-Gouverneur Falkenhausen beklagen: Madame Fonteyne war über eine belgische Persönlichkeit an Falkenhausen herangetreten und hatte um Erleichterungen für ihren Mann gebeten. Ein späteres Dankschreiben wurde zum Aerger der Kommunisten in der belgischen Presse veröffentlicht.

Dennoch bezeichnet Fonteyne den Okkupanten-General Falkenhausen heute als Banditen. Die kommunistischen Zivil-kläger, die mit einem Stapel von Abschiedsbriefen erschossener Geiseln und mit Exhumationsberichten Tränen und Haß hervorlocken wollen, vertreten die These: die deutsche Besatzung sei zu Unrecht in Belgien und schon der Krieg gegen Belgien sei ein regelrechtes Verbrechen gewesen. Deshalb habe die Bevölkerung auch keine Pflichten gegenüber den Okkupanten gehabt. Sabotage und Widerstand seien nationale Notwehr.

Fonteyne-Assistent Frédéric paukte so-gar: „Besatzungsmacht ist immer Usurpa-tor.“ Das veranlaßte eine flämische Zeitung

zu der sarkastischen Frage, ob das auch für die belgische Besatzung in Deutschland zutraf.

Als am 27. November 1942 die Salven deutscher Pelotons die ersten acht belgischen Geiseln in den Sand warfen, konnte Belgiens Maquis stolz verbuchen:

- 638 Kabelsabotagen,
- 565 sonstige Sabotagen,
- 246 Eisenbahn-Attentate,
- 89 Ueberfälle auf deutsche Soldaten, Wehrmachtsgefolge und mit den Deutschen sympathisierende Belgier. Dabei gab es 25 Tote.

Falkenhausen, bemüht, extreme Härten möglichst zu vermeiden, nahm als Geiseln keine belgischen Notabeln. Er ließ Zivilgefangene auswählen, die wegen Waffenbesitz oder Sabotageakten ohnehin Todeskandidaten waren. Dabei stand der von Hitler gehaßte General zwischen den rigorosen Keitel-Befehlen und den Vergeltungs-heischenden Truppenführern, die ihre meuchlings erschossenen Mannschaften und Unteroffiziere gerächt haben wollten.

Sie beschwerten sich wiederholt beim Führer-Hauptquartier, daß Falkenhausen belgischen Widerstandskämpfern, die an Attentaten auf Kollaborateure und an Sabotagehandlungen teilgenommen hatten, Amnestie gewähre. Daraufhin mußten noch achtzehnmal deutsche Pelotons antreten, um weitere 232 belgische Geiseln zu füsillieren.

Bisher haben die belgischen Richter erkennen lassen, daß sie den Rechtsgrundsatz „nulla poena sine lege“ (Nur nach einem bestehenden Gesetz kann bestraft werden) nicht zu verlassen gedenken. Die Rechtsprechungspraktiken des alliierten Militärtribunals in Nürnberg werden in Belgien nicht geübt.

Das Tribunal stützt sich auf das geltende belgische Strafgesetzbuch und die Grundsätze des Völkerrechts. Im belgischen Gesetzbuch sind aber keine Paragraphen über Verbrechen gegen die Menschlichkeit, Geiselschießung und ähnliche Kriegsverbrechen enthalten.

Deshalb argumentieren Falkenhausens belgische und deutsche Verteidiger mit amerikanischen und britischen Militärgesetzen, die Geiselschießungen in besonderen Fällen zulassen. Beispielsweise § 853 der „US Rules of Land Warfare“:

- „Geiseln, die für den erklärten Zweck festgenommen und festgehalten werden, als Sicherheit gegen ungesetzliche Handlungen seitens der feindlichen Streitkräfte oder der Bevölkerung zu dienen, dürfen bestraft und erschossen werden, wenn die ungesetzlichen Handlungen trotzdem begangen werden.“

Oder Artikel 454 des „British Manual of Military Law“:

- „... Repressalien sind eine äußerste Maßnahme, weil sie in den meisten Fällen unschuldigen Personen Leiden auferlegen. Gerade darin besteht ihre zwingende Kraft, und sie sind als letztes Mittel unentbehrlich.“

Neben den Kommunisten sind es vor allem die Wallonen, die scharf kontra Falkenhausen eingestellt sind.

Die flämische Presse zeigt teilweise unverhohlenen Sympathie für Falkenhausen.

Deutsche Prozeß-Beobachter warnen, von Belgiens Ministerpräsidenten, Paul Henry Spaak, dem Vorkämpfer einer Europa-Union, eine großzügige Geste zu erwarten. Spaak habe als Chef der belgischen Emigranten-Regierung in London zu sehr via BBC zu Mord und Totschlag

*) Die amerikanischen Regeln der Landkriegsführung.

**) Britisches Militärgesetzbuch.

aufgefordert, als daß er sich heute für den Verantwortlichen der Geiselschießungen einsetzen könne, ohne dabei die Widerstandskämpfer Belgiens gegen sich aufzubringen.

Dabei hat sich Falkenhausen während seiner Befehlshaberschaft besonders loyal gegenüber Madame Spaak verhalten, als sie wegen ihrer Verbindung zur sowjetdirigierten Spionage-Organisation „Rote Kapelle“ verhaftet werden sollte. Falkenhausen hatte sich für die Freilassung Madame Spaaks eingesetzt und beide Zwicker-bewehrten Generalsaugen zugeedrückt, als Madame später nach England floh.



Generalsaugen zugeedrückt
Alexander von Falkenhausen

KREDITSKANDAL

Ins Grab genommen

Sie müssen sich darüber klar sein, daß ich Sie als Inhaber von elf Firmen unter allen Umständen zur Strecke bringe.“

Das kündigte Stuttgarts Kriminal-Oberkommissar George dem Millionen-verschuldeten Unternehmer Willy Bürkle schon vor Wochen an. Er hat ihn bis heute noch nicht festgenagelt, denn noch immer ist ungeklärt, wie es im einzelnen möglich war, daß Bürkle innerhalb von zwei Jahren 7,87 Millionen DM Kredite von der Stuttgarter Girokasse einsteckte, die er nie mehr zurückzahlen kann.

„Bürkle hat diese Kredite einfach erpreßt“, sagt der heute verantwortliche Girokassen-Direktor Maaringer, ohne den Beweis dafür anzutreten. „Sie haben mir das Geld aufgedrängt“, sagt Willy Bürkle und meint nicht nur Maaringers Vorgänger, Direktor Wolf, sondern auch andere maßgebliche Spitzen von Stadt- und Girokassen-Verwaltung.

Tatsächlich hat Girokassen-Direktor Wolf gleich nach dem Währungsschnitt 1948 der Stuttgarter All-Bank ihren Bankkunden Bürkle ausgespannt. Im September 1948 machte Wolf dem Bürkle das Angebot, sich doch das noch knappe neue Geld (das bei der All-Bank nur für 12 Prozent Zinsen zu haben war) für nur

6¼ Prozent bei der Städtischen Girokasse zu holen.

Bürkle hatte damals bei der All-Bank sein Konto gerade um 250 000 DM überzogen, weil er bei den Hohenzollern-Prinzen im Sigmaringschen Holz eingekauft hatte, das er erst später für 700 000 DM beim Volkswagenwerk losschlagen konnte.

Girokassenwerber Direktor Wolf sagte dem damals als sehr geschäftstüchtig bekannten Unternehmer Bürkle zu, daß er von der Girokasse sofort Kredite beziehen könne und ohne Formalitäten von der All-Bank loskommen würde.

Sachverständiger Wolf glaubte, Bürkles bankmäßige Bonität richtig einschätzen zu können, denn schließlich war Bürkle nach dem Krieg mit viel Geschicklichkeit im Jonglieren mit knapper Ware Inhaber oder Teilhaber folgender Betriebe geworden:

- Landwirtschaftlicher Musterhof Gutenhalde,
- Töpferei Gutenhalde,
- Baustoff-Werk West-Bahnhof,
- Ziegelei und Kachelei Musberg,
- Radio-Fabrik Lennart und Boucke,
- Lagerhalle Stuttgart-Feuerbach,
- Großhandels-Gesellschaft Ernst Spieß,
- Repro-Druck G. m. b. H.,
- Ponti G. m. b. H. für Ratengeschäfte,
- Zeitschriften-Verlage „Schaffende Welt“ und „Betriebswochenschau“,
- Nahrungsmittel-Fabrik Willy Bürkle.

Diese Nahrungsmittel-Fabrik war Keimzelle und Herzstück des Bürkleschen Besitzes. In der brotarmen Nachkriegszeit kauften viele Dauerhungrige Bürkles reichsmarkgängige Suppenpasten und Maisprodukte als Belohnung.

Zum Bekanntenkreis des reichen Bürkle gehörte auch Stuttgarts Oberbürgermeister Arnulf Klett, dessen Ehefrau vor allem am Freibad Gutenhalde Gefallen fand und dorthin auch einmal Besatzergeneral Clays Eehälfte zum Baden führte.

So war es für Direktor Wolf kein Risiko, die Herren seiner Direktion zur Besichtigung des Hauses Bürkle und der Bürkle-Betriebe aufzufordern. Die erste Werk-Besichtigung nahmen vor: Direktor Wolf, Wechsel-Abteilungsleiter Beutler und Kredit-Referent Schmidt. Es folgte eine zweite durch die Girokassen-Chefs Laemmle und Richter.

Die Bürkle-Betriebe beeindruckten, obwohl sie nach Willy Bürkles Erklärungen erst zu 60 bis 80 Prozent fertiggestellt waren. Direktor Wolf ließ Willy Bürkle telefonisch wissen, daß die 250 000 DM zur Ablösung von der All-Bank gebündelt vor seinem Schreibtisch lägen und daß sie doch abgeholt werden sollten.

„Man versicherte mir dabei, daß meine Kunden-Wechsel anstandslos und in jeder Höhe ohne jede Sicherheitsleistung herein genommen und diskontiert würden und man bewies sogleich, daß dies nicht hohle Rede sei und diskontierte gleichen Tages einen Wechsel in Höhe von 185 000 DM“ (Bürkle).

Die Aufsichtsorgane der Stuttgarter Girokasse ließen sich von einem Wirtschaftsprüfer bestätigen, daß die Bürkle-Unternehmen einen Wert von 1,6 Millionen DM repräsentierten.

Aufsichtsorgane sind:

- der Verwaltungsrat, Vorsitz Oberbürgermeister Arnulf Klett;
- der Kreditausschuß, Vorsitz Oberbürgermeister Klett.

Des Oberbürgermeisters Unterschrift trug auch das Bankformular, auf dem die erste Zustimmung der Kreditgewährung an den Fabrikanten Willy Bürkle gegeben wurde — „vorbehaltlich der Zustimmung des Kreditausschusses“, für den Ober-

bürgermeister Klett mit Unterschrift ohnehin gleich mit zustimmte.

Nach dem ersten Girokassen-Kredit erbat sich Willy Bürkle dann im November 1948 — mündlich und formlos — von Direktor Wolf einen weiteren Kredit, diesmal in Höhe von 1,7 Millionen DM. Er wurde prompt gewährt.

Seinen ersten und einzigen schriftlichen Kreditantrag stellte Bürkle am 1. März 1949. Die Großzügigkeit der Girokasse hatte Appetit gemacht. Jetzt ging es um 2,25 Millionen DM. Bürkle bekam auch diesen Millionen-Betrag und zum Beweis allergrößten Vertrauens noch einen Wechselkredit in Höhe von 750 000 DM gleich mit dazu.

In der Girokasse beschwichtigten sich die leitenden Herren wechselseitig: Bürkle sei nur vorübergehend in Schwierigkeiten geraten, man müsse ihm doch helfend mit Geldscheinpaketen entgegenkommen.

Die Girokasse kreditierte deshalb weiter. Und Willy Bürkles Schuld stieg:

Am 20. April 1949:	3,8 Millionen DM
Am 3. Juni 1949:	4,6 Millionen DM
Am 11. Juni 1949:	4,8 Millionen DM
Am 20. Juli 1949:	5,162 Millionen DM

Das war selbst dem Verwaltungsrat ein bißchen zu viel. SPD-Bürgermeister Hirn, neben Oberbürgermeister Klett Verwaltungsratsmitglied, schlug vor seinen Ratskollegen Lärm, daß es mit den Bürkle-Krediten nicht mehr so weitergehen könnte. Aber es ging noch bei kleinem so weiter, wenn die Kreditspritze auch nur noch ein paar Tropfen hergab. Immerhin standen dann am 21. Oktober 1949 5,533 Millionen DM Kreditschulden für Bürkle in der Girokassen-Kreide.

Plötzlich schlug dem Verwaltungsrat das Gewissen — es handelte sich schließlich bei diesen Millionen um Spargelder Stuttgarter Bürger. Sitzungsgemäß ist der Städtischen Girokasse die Gewährung von Industriekrediten überhaupt verboten.

Zweck der Stadtparkassen sollte vielmehr sein, durch Klein- und Mittelkredite Gewerbetreibende und Kaufleute manövriertfähig zu machen. Deshalb war in der Girokassen-Satzung ausdrücklich festgelegt, daß nicht mehr als ein Prozent der Gesamteinlagen als Personalkredit ausgegeben werden dürfe. Unter Berücksichtigung der weiterhin vorgesehenen Realkreditmöglichkeiten hätte die Girokasse dem nach der Währungsreform plötzlich in die Knie gegangenen Vielfach-Unternehmer allenfalls insgesamt 1,78 Millionen DM Personal- und Realkredit bewilligen dürfen.

Nun war es aber geschehen, und die Verwaltungsräte bekamen es mit der Angst. Sie bestellten eiligst einen Treuhänder, um die Bürkle-Betriebe der Liquidierung entgegenzuführen. Die Kredit-Millionen waren durch die elf Bürkle-Unternehmen gelaufen wie Wasser durch ein leckes Faß; die meisten Nachkriegsgründungen Bürkles warfen solange Gewinn ab, wie Waren-Not und Reichsmarkfülle kaufen ließen, was nur Geld kaufen konnte.

Treuhänder wurde der Chef der „Württembergischen Finanz-AG“, Direktor Raach.

Unter Raach ging es mit Bürkles vielseitigen Betrieben nur noch mehr bergab. Die Nahrungsmittelfabrik, die solange noch in der Ostzone Absatzmöglichkeiten für Maisprodukte und Suppenpaste gefunden hatte, machte dicht und kann bald ihre 70 000 Lagerpackchen in Schweinekümpe schütten. Auch die Radioproduktion verstummte. Sie hatte auch in flauen Zeiten immerhin noch 800 000 DM monatlich abgeworfen.

Treuhänder Raach wirtschaftete im Bürkle-Stil weiter — auf Bürkles Schuldkonto bei der Städtischen Girokasse. Neue Zwischenbilanz der Kredite: am 18. November 1949: 5,991 Millionen DM (was

den Kreditausschuß „nach schwerem Ringen“ bewog, gleich noch 300 000 DM zuzugeben).

Am 24. November 1949 überschritt die Kreditschuld mit Wissen des Verwaltungsrats die Sechs-Millionen-Grenze und erreichte am 14. Dezember einen Stand von 6,110 Millionen DM. Der Verwaltungsrat nahm am 5. Januar 1950 den neuen Schuldenstand von 6,245 Millionen zur Kenntnis und bewilligte zugleich eine Erhöhung um 500 000 DM.

Als schließlich mit redlichem Bemühen des Direktors Raach am 5. Februar 1950 abermals Kredit gespritzt wurde, da nahm sich der Verwaltungsrat vor, „die



„... will nicht allein aufessen“
Willy Bürkle

Bürkleschen Betriebe alsbald zu berücksichtigen“.

Im März 1950, als eine Kreditschuld von 7 866 397 DM beisammen war, ließ sich Direktor Raach „wegen der Unmöglichkeit der Zusammenarbeit mit Bürkle“ von der Treuhänderschaft entbinden.

Die Frage, wieso es unter seiner Treuhänderschaft zu einem so entscheidenden Anwachsen der Kreditschuld kommen konnte, beantwortete Ex-Treuhänder Raach ausweichend. „Ich hatte ja nur interne Funktionen.“ Willy Bürkle: „Der Raach machte alles. Ich war völlig ausgeschaltet“.

Darauf kam die Bürkle-Kredit-Affäre vor das Stuttgarter Stadtparlament. Mißtrauensantrag gegen den Verwaltungsrat der Girokasse. Er blieb trotzdem im Amt, weil fast alle Parteien Verwaltungsräte abgestellt hatten. Nur die Leitung der Girokasse wurde abgesetzt.

Zum neuen Giro-Chef avancierte der rheinische Bankfachmann Dr. Alois Maaringer. Der hatte in Berlin bei der Disconto-Gesellschaft 1931 den Fall Lahusen*),

den Kreditschwindel des Bremer Nordwolle-Konzerns, erlebt und erklärte, der Fall Bürkle sei ein zehnfacher Lahusen-Skandal.

Dr. Maaringer machte reinen Tisch: „Was vor mir war, das geht mich nichts an. Ich habe hier nur noch zu veräußern, weil wir nicht Unternehmer spielen wollen. Schluß mit allen Versuchen, die verlorenen Kredit-Millionen durch weitere Geldspritzen in die kranken Bürkle-Betriebe wieder hereinzuholen.“

Maaringer überführte alle Vermögenswerte und Verpflichtungen in die Girokassen-eigene „Betriebs- und Vermögens-Verwaltungs-Gesellschaft“ und überließ dem Schuldner Bürkle lediglich die Kaviar-Handelsfirma Schmidt & Co., die Ponti-GmbH. und Mustergut Gutenhalde unter dem Vorbehalt, sie später ebenfalls veräußern zu können.

Dann wurde weiter liquidiert, um möglichst schnell zur Wertrealisierung zu kommen. Auch der Stuttgarter Stadtrat schaltete sich ein mit dem Beschluß, für die 7,8 Millionen DM Bürkle-Schulden die Ausfall-Bürgschaft zu übernehmen.

Bürkle triumphierte trotz seiner Schulden. Er weiß, daß die Girokasse als Städtisches Geldinstitut auch noch in 24 anderen Fällen sehr großzügig mit Krediten gewesen ist. „Wenn das bekannt wird, kommen Oberbürgermeister Klett und seine Verwaltungsratskollegen noch mehr in Verdruß.“ (Bürkle.)

Die Bürgschaft machte die Landesregierung mobil. Der Ministerrat tagte und beschloß am 18. Dezember, eigens zur Klärung der Bürkle-Affäre ein Staatsbeauftragten zu ernennen. Der Beauftragte soll prüfen, ob der Städtischen Giro-Kasse Stuttgart aus der Behandlung des Kreditfalles Bürkle Ersatzansprüche gegen die Mitglieder des Verwaltungsrates zustehen.

„Aber es gibt noch einen zweiten Fall Bürkle“, hat CDU-Stadtrat Lehmann bereits am 14. September in einer Sitzung erklärt, und BHE-Abgeordneter Dr. Mathes, in der Weimarer Republik einmal Finanzminister, stieß im November nach: „Ich werde nach Abschluß der Untersuchung noch weitere Fälle nennen.“

Ein im Stuttgarter Finanzministerium unter strengstem Verschuß gehaltenes Gutachten des staatlichen Revisionsausschusses nennt 24 weitere Kreditnehmer, deren Betriebe z. T. ebenfalls nicht glänzend dastehen.

„Ich fresse ja aus, was ich mir eingebrockt habe“, sagt Willy Bürkle dazu, „aber ich weiß nicht, warum ich alles allein aufessen soll.“ Er kann weiter triumphieren, weil heute niemand mehr den Mann fragen kann, der Bürkle 1948 nach der Währungsreform so großzügig kreditierte und mit den Geldspritzen begann. Girokassen-Direktor Wolf ist inzwischen gestorben. Er hat das Geheimnis, warum er Bürkle damals so willfährig war, mit ins Grab genommen.

Mit sechs Anwälten versucht der hartnäckige Bürkle zu retten, was noch zu retten ist. Sein West-Ost-Geschäft haben ihm die Besatzer gestoppt. Obwohl die Staatsanwaltschaft schriftlich versicherte: „Die richterlichen Ermittlungen haben die Behauptung nicht bestätigt, Bürkle sei der Ostzonen-Regierung mit der Begründung besonders empfohlen worden, daß er den illegalen Kampf der KPD durch Geldzahlungen unterstützt habe...“

Dr. Maaringer behauptet allerdings immer noch: „Der Bürkle hat gesagt, er sei mit Fräulein Pieck spazieren gefahren.“

*) Der Nordwolle-Konzern verschaffte sich in der Krisenzeit 1925/30 dadurch Millionenkredite, daß er durch Bilanzverschleierungen seine Kreditgeber täuschte. G. C. Lahusen wurde am 29. Dezember 1933 zu fünf Jahren Gefängnis und 50 000 RM Geldstrafe verurteilt.

Blei auf dem Butterbrot

Nach langsamer Demontage seiner kranken Glieder — Verlust des linken Beines, der rechten Großzehe und mehrerer Finger — läßt der ausgediente Schriftgießer Hermann Schwoch hoffnungslos die Arme sinken: „Bin ich denn rechtlos?“

Ueble Erfahrungen machte Invalide Schwoch zunächst (wie sachverständige Aerzte einstimmig gutachten) mit dem Blei-Brodem, der in Schriftgießereien aus den Schmelztiegeln quillt. Danach mit der Berufsgenossenschaft der Buchdrucker, die sich standhaft weigert, Unfallrente zu zahlen.

Die schon aus Bismarcks Sozialgesetzgebung stammenden Berufsgenossenschaften*) sind Pflichtversicherungen der Betriebe, die der Unfall-Versicherungspflicht unterliegen. Je nach Gefahrenklasse müssen die Arbeitgeber ihre Beiträge an den Fonds der Berufsgenossenschaft abführen, aus dem dann unfall-verletzten Arbeitern und Angestellten dieser Betriebe Renten gezahlt werden.

Auch für Hermann Schwoch hat sein Betrieb — der Droste-Verlag in Düsseldorf — jahrzehntelang Pflichtversicherungsbeiträge bezahlt.

Im Februar 1939 schrammte sich Schwoch bei der Arbeit die linke Hand — es war also ein kleiner Unfall, der aber für den mit Blei umgehenden Schriftgießer zum lebensgefährlichen Verhängnis wurde.

Als die Wunde nicht heilte, ließ Schwoch sie von dem Düsseldorfer Hautarzt Dr. Hecker untersuchen. Der wunderte sich über den „eigenartigen Befund“, lehnte die Behandlung ab und reichte den Fall an Professor Dr. Schreus von der Düsseldorfer Hautklinik weiter.

Röntgenaufnahme und Blutanalyse ergaben die Diagnose „Bleivergiftung und damit verbundene Gefäßerkrankung an Händen und Füßen“. Prof. Dr. Schreus war frappiert: „Was haben Sie nur? Sie haben sich wohl Blei aufs Butterbrot gelegt“, und erklärte Schwoch als „berufskrank“**. Der Düsseldorfer Droste-Verlag machte Meldung an die „Berufsgenossenschaft der Buchdrucker“ in Köln (heute „Berufsgenossenschaft Druck und Papier“, Bochum, Kortümstraße 19/21.)

Die Krankheitsakte Schwoch ging von der Hautklinik zurück an den staatlichen Gewerbearzt Dr. Hecker. Der entdeckte ebenfalls „Zeichen einer Bleiaufnahme“ am Patienten Schwoch, empfahl Blei-Abstinenz und Sitz-Arbeit.

Skeptisch forderte die Berufs-Genossenschaft Schwoch auf, sich für eine dreibis viertägige Untersuchung in die Medizinische Akademie Düsseldorf zu verfügen. Dort diagnostizierte man „kein Blei“, stellte aber immerhin Sommersprossen auf Schwochs linker Schulter fest.

Darauf schrieb ihm die Berufsgenossenschaft: sofort jeden Umgang mit Blei aufgeben, „weil das dauernde Stehen verschlimmernd auf die bei Ihnen festgestellte Gefäßerkrankung wirken könnte“. Dieses Leiden habe aber nichts mit Bleivergiftung zu tun.

*) Die Berufsgenossenschaften sind Körperschaften öffentlichen Rechts und einer staatlichen Aufsichtsbehörde (zur Zeit dem Bundesministerium) verantwortlich. Sie soll die Einhaltung der Gesetze und Satzungen der Berufsgenossenschaften überwachen.

**) Die Unfallversicherung im Rahmen der Berufsgenossenschaften erstreckt sich auch auf Berufskrankheiten.

Schwoch protestierte, die Berufsgenossenschaft wolle sich bloß um die Anerkennung seines Leidens drücken. Berufsgenossenschaft: „Sie sind gegen Blei sehr anfällig. Sollten Sie trotzdem mit Blei arbeiten, haben Sie keinen Versicherungsschutz“. Der Droste-Verlag transferierte Schwoch von der Gießerei auf einen Büroschemel, damit er nicht mehr mit Blei in Berührung komme.

1941/42 wurde Schwoch von Geschwüren geplagt, ein linker Zeh und der linke Mittelfinger mußten amputiert werden. Dr. Frischen vom Düsseldorfer Theresien-Hospital erklärte: „Entweder sind Sie Alkoholiker, geschlechtskrank oder vergiftet“. Mit einem Blick auf Schwochs solide Miene: „Eins und zwei traue ich Ihnen nicht zu, bleibt nur noch die Möglichkeit drei“.



Trotzdem keine Rente
Hermann Schwoch

Schwoch reklamierte um Unfallversicherungs-Zahlung bei der Berufsgenossenschaft. Die berief sich nur auf das verjährte ärztliche Gutachten der Akademie: „ohne Befund“. Darauf Berufung beim Obergerichtsamt und abermals Abweisung durch die Berufsgenossenschaft. Schließlich Termin am 16. Februar 1943 vor dem Obergerichtsamt Düsseldorf. Das Obergerichtsamt ist Berufungsinstanz.

Nach viertelstündiger Verhandlung wird Schwoch verkündet: „Die Berufung wird zurückgewiesen. Der Rekurs wird zugelassen.“ Sitzungsarzt Medizinalrat Dr. Huege hatte Schwoch den Verband um seinen linken Fuß gar nicht abwickeln lassen: „Lassen Sie, kenne ich“. Dr. Huege äußerte: „Ich habe keine Bedenken, mich dem Gutachten der Akademie anzuschließen. Herrn Schwochs Krankheit hat mit Bleivergiftung nichts zu tun“. Das Obergerichtsamt folgte dem Gutachten.

Schwochs Krankheit aber schritt fort. Pfingsten 1943 wurde er total ausgebombt.

Sein Zustand verschlechterte sich. Im Juni 1942 wurde er an den Mondsee (Salzkammergut) evakuiert. Im Salzburger Landeskrankenhaus versuchte Chefarzt Dr. Dominik, Schwochs zerfressenes linkes Bein durch dauerndes Spritzen zu retten. Viel half es nicht. Nach dem Krieg zurück in Düsseldorf, betäubte Schwoch seine unablässigen Schmerzen durch starke Tabletendosen bis 1947.

Dann mußte Schwochs linkes Bein amputiert werden. Bis zum 28. November 1949 konnte er beim Droste-Verlag eine leichte Beschäftigung im Sitzen ausüben. Aber die Schmerzen in der Großzehe rechts und im Zeigefinger links steigerten sich. Die Hautklinik der Städtischen Krankenanstalten nahm Schwoch wieder auf. Der schwächende linke Zeigefinger wurde „abgesetzt“.

Im Januar 1950 meinte die Chirurgie: „Auch das ganze rechte Bein muß ab“, Hautarzt Dr. med. Stüttgen verneinte und übernahm die Behandlung selbst. Doch die rechte Großzehe konnte er nicht retten. Nach acht Monaten wurde Schwoch als vorläufig geheilt entlassen. Bis ein anderes Glied faulen würde.

Hautarzt Dr. Stüttgen drängte: „Herr Schwoch, kein Mediziner kann daran zweifeln, daß Sie bleikrank sind. Die Berufsgenossenschaft muß Ihre Krankengeld- und Rentenansprüche anerkennen“.

Aber die Berufsgenossenschaft erkannte sie bis heute noch nicht an und versteifte sich auch bei Schwochs letzter Reklamation im November 1950 immer noch auf den Bescheid des Obergerichtsamtes vom 16. Februar 1943 mit dem Schlußsatz: „Zu weiteren Erhebungen besteht kein genügender Anlaß“.

Berufsgenossenschafts - Sektionsleiter Lachs zieht diesen Bescheid aus dem Akten-schrank, wenn Schwoch, von seinen Aerzten unterstützt, auf die Nutznießung seiner Berufsversicherung pocht: „Der Fall ist für uns medizinisch und versicherungsrechtlich geklärt. Es bleibt bei dem Ablehnungsbescheid“ — ohne nochmalige Untersuchung, die Hautarzt Dr. med. Stüttgen angeordnet wissen möchte, denn sein Befund ist ja nicht rechtskräftig, da er nicht Vertrauensarzt der Berufsgenossenschaft ist.

So muß Schwoch von Almosen leben, obwohl der Droste-Verlag für seine 450 Arbeiter und Angestellten jährlich rund 15 000 DM Pflichtbeitrag zahlen muß. Auch für Schwoch hat der Betrieb jahrzehntelang mitbezahlt.

Verzweifelt wandte sich Schwoch jetzt an den staatlichen Gewerbearzt Dr. Hagen, Düsseldorf, Cäcilienallee, der ihm die Hand auf die Schulter legte: „Im Vertrauen gesagt, Herr Schwoch, bei der Berufsgenossenschaft erreichen Sie nichts, oder es dauert noch Jahre...“

Den Eisblock der Berufsgenossenschaft kann auch Amtsarzt Dr. Hagen nicht zum Schmelzen bringen, denn er hat ja keinen Auftrag, Schwochs progressive Bleikrankheit zu diagnostizieren. Dazu bedarf es eines Auftrages der Berufsgenossenschaft.

Elf Jahre hat es bei Schwoch schon gedauert — noch vier Jahre, dann braucht der bleivergiftete Schriftgießer ohnehin keine Rente mehr.

Er wartet nun auf die Einrichtung des Bundesversicherungsamtes, der höchsten Berufungsinstanz, um gegen den verhärteten Ablehnungsbescheid anzugehen. Das Bundesversicherungsamt aber wird erst noch gebildet.

MacARTHUR

Die Schauspiel-Kunst

(s. Titel)

A bend für Abend wird der General Douglas MacArthur in Tokio wie ein Gott geehrt. Abend für Abend wird er in Tausenden von amerikanischen Kinos ausgepfiffen. Wenn er am Ende des eben angelaufenen Spielfilms „Guerilla in the Philippines“ (Regie: Fritz Lang) wie ein Triumphator die Insel Leyte betritt und vom Panzer herab den befreiten Filipinos zuwinkt, johlen die Zuschauer: „Warum ziehst du nicht so in Peking ein?“ Andere lachen: „So gewinnt man Kriege!“

Vor dem Philippinen-Streifen in Technicolor läuft die neueste Wochenschau. Ihr Hauptteil: Bilder vom Rückzug der geschlagenen Armee in Korea.

In der US-Presse wagt sich die Kritik an Halbgott Mac nur erst sparsam hervor. Die Karikaturisten spitzten an ihm noch nicht ihre Bleistifte. Nur Harold L. Ickes, einst Roosevelts Innenminister, kritisiert wie immer, schon öffentlich. Mac habe aus persönlicher Ruhmsucht den Konflikt mit China provoziert, behauptet er in der Zeitschrift „New Republic“. Nach seinem Sieg bei Inchon habe der UN-General die Möglichkeit zu sehen geglaubt, in China den Kommunismus tödlich treffen und dann als „St. Georg des Westens und größter militärischer Held aller Zeiten“ in die Geschichte eingehen zu können.

Neben dem Schießkrieg in Korea ist immer MacArthurs innerer Krieg gegen Washington gelaufen. Auch an dieser Front hat er Siege erfochten. Die Besiegten:

- George Kennan, Berater des State Department. Er war gegen die Intervention amerikanischer Truppen in Korea.
- Dean Acheson. Er drang mit seinen Bedenken gegen die Ueberschreitung des 38. Breitengrades nicht durch.
- John Foster Dulles, republikanischer Berater des State Department. Er nannte MacArthur einen Mann mit einem „Hitler-Komplex“, als der General nicht am 38. Breitengrad stehen blieb.
- Omar N. Bradley, oberster Generalstabschef und direkter Vorgesetzter MacArthurs. Er wagte es nicht, dem älteren und berühmteren Generals-Kameraden energisch entgegenzutreten.
- Truman. Ueber den Befehl des Präsidenten bei dem Treffen auf Wake Island, nichts ohne Zustimmung Washingtons zu unternehmen, setzte sich MacArthur hinweg.

Rest von Respekt. Unter einem Mangel an Selbstbewußtsein hatte MacArthur nie zu leiden. Seit ihn lange vor dem zweiten Weltkrieg die Filipinos zu ihrem ersten Feldmarschall machten — aus jener Zeit stammt die völlig unvorschriftsmäßige goldbestickte Mütze, von den GIs und der Presse „scrambled eggs hat“, Rühreihaube, genannt —, hat er sich für klüger und erfahrener als alle seine Vorgesetzten in Washington gehalten. Trotzdem besaß er immer noch einen Rest von Respekt vor denen, die in der Befehlskette über ihm standen.

Nach dem nordkoreanischen Angriff über den 38. Breitengrad am 25. Juni erklärte er spontan einem „Time“-Korrespondenten: „Es ist Wahnsinn, auch nur einen amerikanischen Soldaten auf das asiatische Festland zu schicken.“ Washington war entgegengesetzter Meinung. MacArthur gehorchte.

Aber nachdem er einmal über die Korea-Straße gesprungen war, fühlte er sich bald, nach einem Wort des „Manchester Guardian“, als „Amerikas Hoher Kommissar für Süd-Ost-Asien“. Er handelte entsprechend.

Im Juli flog er nach Formosa zu Tschiang Kai-schek, versicherte den Marschall seiner persönlichen Hilfe und küßte Madame ostentativ die Hand.

Truman schickte seinen „trouble shooter“ (Entwirrer von Schwierigkeiten) Averell Harriman nach Tokio. In achtstündiger Unterredung versuchte Harriman dem General klarzumachen, wo seine Befugnisse ihre Grenzen haben.

Nach Harrimans Rückkehr verkündete der Präsident öffentlich: Die USA haben nicht die Absicht, Formosa zu übernehmen. Die gleiche Versicherung wurde am 25. August vor den Vereinten Nationen wiederholt.

Am nächsten Tag veröffentlichte die amerikanische Veteranenvereinigung einen

Widerstände gegen einen seiner Feldzugspläne gefunden wie gegen seinen Vorschlag, Inchon müßte der Platz für eine Landung sein“, berichtete sein alter Freund Bascom N. Timmons. Selbst sein Stab riet zur Vorsicht. Die Navy warnte: In den seichten Küstengewässern würden die Kriegsschiffe, die die Landung decken sollten, auf Grund laufen. Die Wetterfrösche prophezeiten böse Taifune.

MacArthur tat, was er in solchen Fällen immer zu tun pflegt: Er zog sich in seine kriegsgeschichtliche Privatbibliothek zurück, die er von seinem Vater, Generalleutnant Arthur MacArthur geerbt hat. Dabei stieß er bei dem Studium der Schlacht von Quebec 1759 auf die Operation des britischen General James Wolfe, der gegen den Rat seines Stabes den Feind von der See aus im Rücken angriff und besiegte.

„Ich stelle mir nun vor“, erzählte MacArthur später selbst, „daß Wolfe bei sich dachte, wenn meine Brigadiere und mein



Ostentativer Handkuß: MacArthur und Madame Tschiang

Brief MacArthurs. In ihm verkündete der General: Formosa ist der Eckpfeiler der amerikanischen Verteidigung im Fernen Osten, es muß gehalten werden.

Dann kam, nach drei Monaten voller Rückschläge in Korea, sein Landungssieg bei Inchon. Mac verlor jetzt jedes Maß. Ein US-Korrespondent, dessen Name nicht genannt werden kann, weil er zur Zeit noch in Tokio auf des Generals Wohlwollen angewiesen ist, sagte im November während eines Urlaubs in San Francisco: „Mac ist wirklich nicht mehr ganz bei Sinnen. Er spricht nur noch in Epigrammen. Er hält sich für den größten Mann, den die westliche Zivilisation seit dem Prinzen Eugen hervorgebracht habe. Die Wirklichkeit kennt er nicht. Das ‚Dai Ichi‘ (sein Hauptquartier in Tokio) ist von der Außenwelt fast ganz isoliert. Es ist ein Tempel, in dem für den Allgewaltigen Weihrauchkessel geschwenkt werden.“

Ich stelle mir vor. Inchon gewann MacArthur gegen alle Warnungen aus Washington. „Vielleicht hat er noch nie so viel

Admiral den Plan für undurchführbar halten, dann hält ihn auch der Gegner für undurchführbar. Analog sagte ich mir, wenn fähige amerikanische Offiziere Inchon für undurchführbar halten, dann werden die Kommunisten derselben Meinung sein.“

Weil sein Stab nicht glauben wollte, arbeitete er selbst die Angriffspläne nicht in seinem Büro, sondern in seiner Privatwohnung aus. Ehefrau Jean MacArthur schrieb sie auf der Maschine ins reine. Gegenüber Washington übernahm er persönlich die Garantie für den Erfolg. Verteidigungsminister Johnson gab nach: „Lassen wir ihn machen, was er will. Er ist einer der größten Generäle, die wir je besaßen.“

Da kamen in letzter Minute neue Taifun-Warnungen der Wetterstationen. MacArthur flog früher als geplant von Tokio ab. In seinem Gepäck waren zwei Hemden, zwei Hosen, zwei Garnituren Unterwäsche, ein Rasiermesser und ein Abziehröhrchen, sechs Paar Socken und zwei Ersatzpfeifen.



Am 13. September empfing er auf seinem Flaggschiff „Mount McKinley“ die Korrespondenten und erzählte ihnen alle Einzelheiten der bevorstehenden Landungsoperation. Es war der gleiche Tag, an dem General Wolfe seinen Überraschungsangriff auf Quebec begonnen hatte, nur fast 200 Jahre später.

Mit allen Streitkräften. Bei Inchon besiegte MacArthur nicht nur die Nordkoreaner, er besiegte auch alle, die bis dahin noch an seinem Genie zu zweifeln gewagt hatten. Jetzt konnte niemand mehr ernsthafte Einwendungen machen. Auch nicht gegen die „Weihnachtsoffensive“.

Dabei war Washington in ernster Sorge. England und Indien warnten dringend vor der Gefahr einer chinesischen Intervention. Die Vereinigten Stabschefs unter Omar Bradley ließen MacArthur wissen, sie hätten ihm fast alle vorhandenen amerikanischen Streitkräfte zur Verfügung gestellt. Eine Niederlage müsse katastrophale Folgen haben.

Der bescheidene Bradley ging sogar noch einmal persönlich zum Präsidenten. Er sei voller Sorgen, wie vor Inchon. Aber vermutlich könne man in Tokio die Situation besser beurteilen. „Ich kann nicht MacArthurs Krieg für ihn führen.“

Mac blieb bei seinem Plan. Schon bei dem Oktober-Treffen auf Wake Island

soll er dem Präsidenten versichert haben, es lägen nur geringe Anzeichen für ein chinesisches Eingreifen vor. Außerdem verwechselte er Maos Revolutionssoldaten mit Tschiang Kai-scheks zerrütteten Divisionen, deren Feigheit während des zweiten Weltkrieges in MacArthurs Hauptquartier sprichwörtlich war.

Schließlich griff er noch zu einer Kriegsliste. Obwohl er bisher die Kampfkraft der Vereinten Nationen nie sonderlich gelobt hatte, spielte er die weitgehenden, aber unpräzisen Vollmachten der UNO gegen das immer noch mögliche Verbot durch seine eigene Regierung aus. Er fragte in Washington zurück, ob denn die Regierung gedenke, seine Kompetenzen zurückzuziehen und damit ein amerikanisches Misstrauensvotum gegen den UN-Oberbefehlshaber und prominentesten Heerführer der USA auszusprechen. Das zu gedenken, konnten sich weder Truman noch Bradley leisten.

Asien vor Europa. Am 7. November waren Kongreßwahlen. Sie brachten den Republikanern kräftigen Aufschwung. Schon während des Wahlkampfes hatte Republikaner Harold Stassen seinen „MacArthur-Plan“ in die erhitzte Debatte geworfen. Darin wurde die Regierung aufgefordert, Asien vor Europa den Vorrang zu geben.

Die republikanische „Zuerst-Asien-Politik“ läuft seit dem Frühjahr 1949. Damals stellte eine Gruppe republikanischer Parlamentarier unter Führung Arthur Vandenberg die Forderung auf, China dürfe unter keinen Umständen den Kommunisten überlassen bleiben.

Seit dem Beginn des Korea-Konflikts ist MacArthur erst recht der Mann der Republikaner. Im November 1944 wollten sie ihn schon gegen Roosevelt als Präsidentschaftskandidaten herausstellen. Seit dem Juni 1950 ist er ihr Gegenspieler zu Acheson, der Amerika „an der Elbe verteidigen“ will und von den Republikanern als „Asien-Isolationist“ verdächtigt wird.

Nach dem Jalu-Fiasko forderte Stassen die Regierung auf, entweder von den Chinesen ultimativ die Einstellung des Kampfes zu fordern oder „mit allen Mitteln“, also einschließlich der Atombombe, Krieg gegen China zu führen. „Stassen hat ganz offenbar für MacArthur gesprochen“, kommentierte Londons „Times“.

Mac griff das republikanische Fangseil freudig auf. „Die Europäer begreifen gar nicht, daß ich Europa in Asien verteidige“, war eine seiner ersten Reaktionen nach der Niederlage.

Der Mann war ein Genie. Einen Ausweg für Truman aus dem verzwickten Wechselspiel zwischen MacArthur und den

Republikanern sieht der Washington-Korrespondent des „Observer“ nur in einem Mann: Eisenhower. „Die Lage wird sich ändern, wenn Eisenhower in Europa mit MacArthur in Asien um Aufmerksamkeit, Rüstung und Truppen konkurriert. Der Mann war ein Genie, der als erster daran dachte, einen Eisenhower zur reaktivieren, um ein Gegengewicht gegen MacArthur zu schaffen... Das könnte auch Truman über die innenpolitische Hürde helfen, um eine tiefere Verstrickung in einen chinesischen Krieg zu vermeiden.“

Eisenhower, der bis Dezember 1941 unter MacArthur auf den Philippinen diente, wurde einmal nach seinen persönlichen Erfahrungen mit Mac gefragt. Er erwiderte: „Ich kenne ihn sehr gut. Ich habe zwei Jahre lang unter ihm die Schauspiel-Kunst studiert.“

SUEZKANAL

Auf Röhren umgestellt

Sir Alexander Cadogan kann mit rund 50 000 DM jährlicher Zusatzrente rechnen. Seine Regierung hat ihren seit letztem Sommer pensionierten UNO-Vertreter zum Direktor der Suez-Kanal-Gesellschaft ernannt. Er löst dort den 73-jährigen Lord Cromer ab. Sir Alexander ist sieben Jahre jünger.

London darf noch immer zehn der 32 Vorstandsmitglieder der Suez-Kanal-Gesellschaft ernennen. Nur Paris ist ihm darin über. Dank des Franzosen Ferdinand de Lesseps*, der den Kanal baute, bestimmt Frankreich den Präsidenten und fünfzehn Direktoren. Die Amerikaner und Holländer schicken je einen, und die restlichen vier Sitze dürfen Ägypter einnehmen. Zugesagt sind den Ägyptern „in den nächsten drei Jahren“ drei weitere Sitze, auf Kosten der Engländer und Franzosen.

Für ihre Arbeit in Paris, dem Gesellschaftssitz, und in Ägypten erhalten die Vorstandsmitglieder zwei Prozent des verteilten Reingewinns. Das machte im vorigen Jahr, als die Gesellschaft fast 14 Milliarden französischer Francs (rund 170 Millionen DM) verdiente, 170 Millionen Francs oder 2 Millionen DM aus.

Barometer. 1949 war aber auch ein Rekordjahr der Gesellschaft. 69 Millionen Tonnen Schiffsraum dampften an Port Said vorbei. Im letzten Vorkriegsjahr 1938 waren es nur die Hälfte. 69 Millionen Tonnen sind fast die gesamte aktive Handels-schiffstonnage der Welt. „Der Verkehr im Suez-Kanal“, erklärte François Charles-Roux, der 71-jährige französische Präsident, „ist das Barometer für die wirtschaftliche Tätigkeit der Welt.“

Die Kanal-Hausse könnte ein jähes Ende nehmen, befürchtet Präsident Charles-Roux. Nicht wegen des Akaba-Konkurrenz-Kanals, den englischen Interessenten von Zeit zu Zeit wieder zu bauen drohen. Er wird nie gebaut werden. Viel ernster ist der Wettbewerb der Oelleitungen. Er wird in den nächsten Jahren noch erheblich steigen.

Schuld daran ist die Kanal-Gesellschaft selbst. Ihre hohen Tarife zwingen das Nah- und Mittelstöl, sich andere Abflußwege zu suchen. Ein 15 000-Tonnen-Tanker muß für die zweifache Kanalpassage von und zum Persischen Golf rund 11 000 englische Pfund zahlen. Dabei ist der Tankeranteil durch den Suez-Kanal von 17 Prozent 1938 auf rund 66 Prozent 1950 gestiegen.

Oel über Land. Folglich schalten die großen amerikanischen und britischen Oelgesellschaften mehr und mehr auf Rohr-

* Seine Nachkommen erhalten noch heute von der Gesellschaft eine Pension. Sie betrug im Vorjahr rund 60 000 DM.

Die Traube IN DER KUNST DER ANTIKE:

KOPF EINER TÄNZERIN
um 400 v. Chr.



Scharlachberg Meisterbrand

RD 1476



Herrliches Haar

„Wie eine gerupfte Henne sah ich aus“, schreibt Frau Margret Franzen. „Durch Ihre vorzüglichen Präparate **Diplona-Haarextrakt** und **Diplona-Haar-Nährkur** wurde mein Haar seidenweich, die Locken halten — das Haar lebt wieder!“ — Wünschen Sie sich schönes gesundes Haar? Dann kaufen Sie noch heute **Diplona**! Kaufen Sie nichts anderes, **Diplona** hilft bestimmt! Sie erhalten **Diplona** in allen gut geleiteten Drogerien, Apotheken u. Parfümerien.



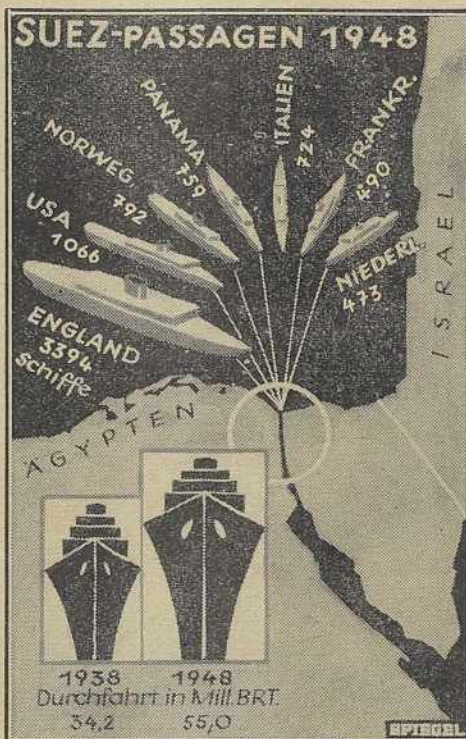
IN APOTHEKEN UND DROGERIEN DM 1.25



Man wird sich ...
Sir Alexander Cadogan, England

leitungen über Land um. Zu den bestehenden Pipe Lines vom irakischen Erdölzentrum Kirkuk nach Haifa (Israel) und nach Tripoli (Libanon) kommen in den nächsten Jahren:

- Eine zweite Leitung von Kirkuk nach Baniyas (nördlich Tripoli). Durch sie sollen ab 1956 jährlich 13 Millionen Tonnen Oel fließen. Sie ist als Ersatz für die alte Kirkuk-Leitung gedacht, die im Augenblick stillliegt. Die Araber



lassen kein Oel nach den jüdischen Raffinerien in Haifa durch.

- Eine Leitung von Kuweit am Persischen Golf nach irgendeinem Mittelmeerhafen. Bauzeit ebenfalls sechs Jahre.
- Die MEP (Middle East Pipe Line) von Abadan am innersten Persergolf zum Mittelmeer. Bauherr: Die britisch-persische Anglo Iranian Oil Co.

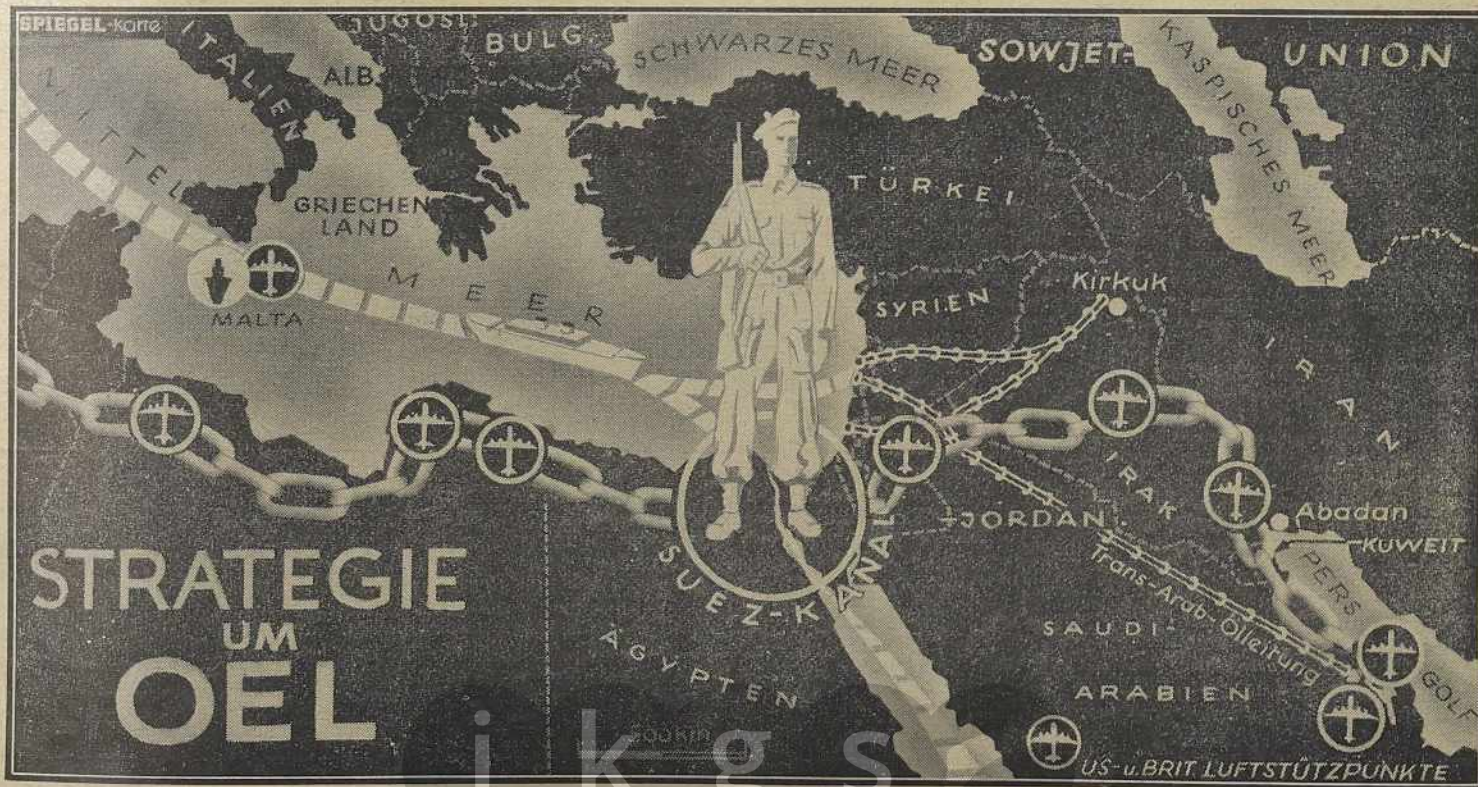
Seit Mitte Dezember läuft das Oel bereits durch die TAP (Trans Arabian Pipe Line). Die Aramco, die arabisch-amerikanische Oelgesellschaft, hat sie seit 1948 für 200 Millionen Dollar gebaut. Sie will jährlich 15 Millionen Tonnen Oel durch die Röhren jagen. Das Anlagekapital amortisiert sich in etwa zehn bis fünfzehn



... kaum einigen
Salah El Din, Aegypten

Jahren. Die Leitung hält rund 60 Jahre. Dafür spart die Aramco ab sofort:

- eine See- und Kanaltransportstrecke von etwa 10 000 Kilometern,
- 75 Tanker von je 16 000 Tonnen Tragfähigkeit,
- rund 1,2 Millionen Tonnen Bunkeröl für die nicht eingesetzten Tanker,
- etwa 16 Millionen Dollar jährlich an Suez-Kanal-Gebühren.



Faruk-Kanal. Die Konkurrenz der Rohrleitungen zwingt die Kanal-Gesellschaft, die künstliche Wasserstraße ständig zu verbessern. Zur Zeit wird der Kanal um einen halben Meter vertieft. Gleichzeitig wird 45 km südlich Port Said bei El Ballah ein Ausweichkanal von über 10 km Länge angelegt. Wenn der „Faruk-Kanal“ fertig ist, werden auch die größten Dampfer aneinander vorbeifahren können. So lange muß noch der Kanal für den Gegenverkehr gesperrt werden, wenn ein dicker Steamer hindurch will.

Die Ägypter lieben die Kanal-Gesellschaft nicht, obwohl sie in 17 Jahren il- bedingungsloses Erbe antreten dürfen. So lange aber möchten sie nicht warten.

Andere Kreise wiederum nehmen politischen Anstoß. Der Kanal macht Ägypten zu einem immer bedrohten Zentrum des Weltverkehrs, und er brachte 1882 die Engländer ins Land.

Die eigentliche britische Besatzungszeit endete 1936. Unter der Nachwirkung von Mussolinis Afrika-Abenteuern bequemte sich England damals, Ägypten zum Bundesgenossen aufrücken zu lassen. Mit dem Vorrecht: In Friedenszeiten 10 000 Soldaten, 400 Flieger und 4000 Zivilisten in der Kanalzone unterhalten zu dürfen. Dafür versprach England, den Kanal so lange zu schützen, bis die Ägypter ihn selbst verteidigen können.

Als erstes Revisionsdatum des Vertrages war 1946 vorgesehen, als zweites 1956.



Zu Trunk und Scherz geneigt
Atomchef **Gordon Dean**

Schon im voraus sagten sich beide Parteien zu, auch dann Bundesgenossen zu bleiben, wenn die englischen Kanalzonenrechte entfallen sollten.

Araberfreund Bevin. 1946 versprach Bevin, damals begeisterter Araberfreund, Ägypten völlig zu räumen. Die Verhandlungen scheiterten. Aus dem gemeinsam mit den Ägyptern verwalteten Sudan wollte selbst Bevin nicht herausgehen.

Nun hat Ägypten plötzlich den Vertrag gekündigt, obwohl es das rechtlich frühestens 1956 tun könnte. London ist empört. Amtlich spricht es von einem Vakuum, das nach dem Abzug der englischen Truppen entstehen und unerwünschten (sowjetischen) Kräften Einlaß bieten könnte. Ägyptens Gegenargumente:

● Es wird kein Vakuum entstehen. Die ägyptische Armee hat ihre Schwäche aus der Zeit des Palästinakrieges überwunden und ist jetzt stark genug, den Kanal zu verteidigen.

● Ägypten will überhaupt neutral bleiben. Die eigentliche Abwehrlinie für den Nahen und Mittleren Osten liegt in Persien und in der Türkei.

Erst einmal muß Bevin verhandeln. Ägyptens Außenminister Salah El Din wird noch einige Wochen in London bleiben, aber man wird sich kaum einigen. Die Engländer wollen am Kanal bleiben.

Sie wollen es nicht einmal um des Kanals selbst willen. Sein Wert ist nach den Erfahrungen zwischen 1940 und 1943 in Kriegzeiten nur noch gering. Aber um den Kern Suez gruppiert sich ein ganzes Verteidigungssystem für das nah- und mittelöstliche Oel. Das Netz der Stützpunkte von Libyen bis nach Jordanien und vom Irak bis in Ibn Sauds Reich würde gegenstandslos werden, wenn ihm sein Mittelpunkt Suez genommen würde.

AUSLAND

ATOMBOMBEN

Nur zwölf Jahre haltbar

Nähezu die Hälfte aller Amerikaner möchte sofort Atombomben in Korea fallen sehen, hat Gallup festgestellt. „Nur die Bombe kann uns retten“, kableten Tausende dem Präsidenten ins Weiße Haus. „Die Bombe — oder wir werden an die Ufer unseres Kontinents zurückfallen“, urteilte selbst ein so vernünftiger Mann wie der Senator Paul Douglas von Illinois.

Innerhalb von zehn Tagen, die der Atombomben-Erklärung Trumans folgten, verkündete die Regierung eine Reihe von Maßnahmen, um Amerikas offensive und defensive Atomrüstung zu vervollkommen:

- Für die Atom-Energie-Kommission (Atomic Energy Commission-AEC) wurden Zusatzkredite in Höhe von 1250 Millionen Dollars verlangt.
- Der Bau von Tritium-Fabriken am Savannah-Fluß in Süd-Carolina zur Produktion der Wasserstoff-Bombe wurde angekündigt.
- Dem Kongreß wurde ein neues Bundesamt für Luftschutz mit einem Gesamtbudget von über drei Millionen Dollar vorgeschlagen.
- Zur Deckung von Atomschäden kündigten die Lebensversicherungsgesellschaften einen gemeinsamen Kapital-Pool in Höhe von 250 Milliarden Dollar an.

Spezialität: Gangsterjagd. Hirn und Sitz der amerikanischen Atomrüstung ist das durch infrarote Strahlen, Landminen und elektrisch geladene Zäune geschützte Gebäude der Atomic Energy Commission an der Ecke Constitution Avenue und 19th Street in Washington. In seinem Zimmer 47 beraten die fünf leitenden Kommissionsmitglieder und ihre Generalverwalter über Stand und Weiterentwicklung von Amerikas einziger Staatsindustrie. Seit David E. Lilianthals Weggang wird AEC von dem 44jährigen, sommersprossigen Gordon Dean geleitet.

Dean, ein etwas säuerlicher, humorloser, überkorrekter Bürokrat, war einmal ein zu Trunk und Scherz geneigter Reporter kalifornischer Blätter. Seine Spezialität: Gangsterjagd. Er hat, damals Angestellter des Justizministeriums, die Gesetze gegen Kindesentführung entworfen und Amerikas erste Konferenz zur Verbrechensbekämpfung einberufen. Mit seinem Haß gegen das „nationale und internationale Gang-

Dein Sekt sei
DEINHARD
ohne

Wie entsteht eine Halsentzündung?

1 Ein Kranker spuckt auf die Strasse



2 Der ansteckende Auswurf wird an den Schuhen in die Wohnung getragen



3 Dort wirbeln die Bazillen mit dem Staub vom Boden in die Luft



4 Und dringen so in die Rachenschleimhaut (Ansteckungsgefahr)

So breiten sich die Halsentzündung, die Angina und die Grippe aus. Ganz zu schweigen von der Gefahr einer Übertragung von Tuberkel- oder Diphtheriebazillen. Im Kino, im Restaurant, in der Straßenbahn usw. schützen Sie sich dagegen durch eine „Sodener Mineral-Pastille“, die aus den Sodener Heilquellen gewonnen wird. Sie bildet auf den ansteckungsgefährdeten Rachen-Schleimhäuten eine biologische Schutzschicht und regt die Abwehr der Drüsen an. So lassen sich Krankheitserreger fernhalten.

„Sodener Mineral-Pastillen“ erhalten Sie in Apotheken und Drogerien.

Sodener
Mineral-Pastillen

Brunnenverwaltung
BAD SODEN-TAUNUS
das bekannte Heilbad
für Katarhe, Asthma,
Herz

stertum“ pflegt er sowohl seine 1946er Beschäftigung als Helfer des Richters Jackson in Nürnberg wie seinen jetzigen Job als Atombomben-Wächter zu begründen. Dean war immer für die Todesstrafe.

Die „idealistischen Phantasten“ der Aera Lilienthal hat Dean aus der Kommission vertrieben. Männer nach seinem Geschmack, die er in seinen engsten Stab berief, sind etwa

- T. Keith Glennan, 44, einst Leiter des Marine-Laboratoriums für die Entdeckung von Unterwassergeräuschen, dann eines Hollywooder Filmstudios. („Dort lernte ich mit Explosivstoffen umgehen.“)
- Thomas E. Murray, 59, ein Wallstreet-Mann, einst Chryslers Finanzsachverständiger in Detroit, heute Geschäftsvorwalter der rund 90 teils geheimen, teils bekannten Liegenschaften, Fabriken und Depots von AEC.
- Henry de Wolfe Smyth, 52, seit langen Jahren Atomphysiker, Freund des Russen Peter Kapitza, des Deutschen Heisenberg, des Dänen Nils Bohr, des Italieners Fermi. Der einzige leitende Atombeamte, der etwas von der Atomphysik versteht.
- Sumner T. Pike, 59, Chef der industriellen Produktion, sagte von sich selbst, er stehe „links“. Wurde darum erst nach langen geheimen Senatsberatungen für AEC zugelassen.

Sorgen anderer Art. „Kein vorsichtiger Geschäftsmann wagt es heute, weiter als fünf Jahre im voraus zu planen. Seine Berechnungen dürften durch die nahe bevorstehende Dienstbarmachung der Atomenergie für industrielle Zwecke umgeworfen werden“, schrieb im März 1947 „Business Week“.



Buffalo Evening News
Mach Platz, Kleiner!

arbeiteten zu viele Atomphysiker. Sie wurden dringender in den Atomfabriken Hanford, Los Alamos und Sandia gebraucht. Sie arbeiten bereits dort.

Gordon Deans Hauptaufgabe: Die Atombombenproduktion steigern. In Sandia bei Albuquerque in Neu-Mexiko sind A-Bomben kein Bastelobjekt und Laboratoriumsprodukt mehr, sie werden in Serie gefertigt. Die höchste Jahresproduktion wurde von Dean vor kurzem noch auf 50 Stück

mit drei „reactors“ viermal soviel Plutonium (U 239) gewonnen, wie vor achtzehn Monaten. In Oak Ridge (Tennessee), in dessen K-25-Fabrik das Uranium (U 235) für die Hiroshima-Bombe gewonnen wurde, sind die neuen Fabriken K-29 und K-31 demnächst fertig.

Aber trotz neuer Fabriken und gestiegener Produktion ist dank fortschreitender Mechanisierung die Zahl der Atomarbeiter gegenüber der Kriegszeit auf ein Viertel gesunken. Auf den Parkplätzen, für Hunderte von Autos angelegt, stehen nur noch ein paar Wagen. An den Bus-Stationen warten nach Büroschluß nur noch ein paar Angestellte. Als die Bauführer des Bauunternehmers Maxton, dem der Auftrag für die K-29-Fabrik zufiel, die Blaupausen des kilometerlangen Baues sahen, war ihre erste Frage: „Wo sind die Toiletten? Da sind viel zu wenig für eine so große Fabrik vorgesehen.“ Es waren genug Toiletten. In der Fabrik werden nur ein paar Mann arbeiten, die auf Fahrrädern von einem Arbeitsplatz zum andern fahren müssen.

Sandia, Hanford (mit der benachbarten neuen Industriestadt Richland) und Oak Ridge sind die Hauptproduktionsstätten der A-Bombe. Auf dem flachen Tafelberg von Los Alamos bei Santa Fé stehen die Laboratorien. Die meisten Wissenschaftler waren, der unleidlichen Geheimnistuerei aus Kriegzeiten müde, längst abgewandert. Heute sind wieder 2600 Forscher unter der Leitung von Norris Bradbury und dem in Ungarn geborenen Edward Teller dabei, für Amerika „immer bessere Waffen“ zu erfinden.

Aus Notwehr. Seit die Sowjets auch Atombomben haben, sind alle Gewissenszweifel beseitigt. „Wenn wir nicht schneller und besser als sie sind, können wir nicht überleben. Wir sind hier aus Notwehr“, erklärt Forscher George Gamow. Gamow war vor 20 Jahren noch Sowjetbürger. Neben wissenschaftlichen Standardwerken über den „Tod der Sonne“ schreibt er Kinderbücher über Atomfragen. Er gilt als der eigentliche „Erfinder“ der Wasserstoff-Bombe.

An der H-Bombe wird nun wirklich gearbeitet. AEC läßt zwischen Aiken und Augusta am Savannah-Fluß als erste Voraussetzung eine Tritium-Fabrik bauen. Tritium kommt (wie Plutonium) nicht in der Natur vor. Es wird durch das Bombardement des Leichtmetalls Lithium (Li 6) mit Neutronen gewonnen.

Weniger sicher, aber doch höchstwahrscheinlich ist, daß die H-Bombe überhaupt hergestellt werden kann. Gezögert aber hat Washington bisher weniger aus technischen oder gar ethischen Gründen als aus wirtschaftlichen. Eine H-Bombe wird vermutlich nur zehnmal soviel zerstören können wie die A-Bombe vom Eniwetok-Typ. Dafür kostet sie aber 60mal so viel. Sie ist auch nur 12 Jahre haltbar. Uran-Bomben haben eine Lebensdauer von 20 000 bis 25 000 Jahren.

Arbeitsteilung. Im US-Generalstab wird über eine Art Arbeitsteilung zwischen beiden Bombensorten diskutiert. Nach Generalmajor James M. Gavin, einst Kommandeur der 82. Fallschirmjäger-Division, soll diese H-Bombe nur gegen Städte und konzentrierte Industrie-Anlagen eingesetzt werden. Die A-Bombe will der General gegen Truppen-Konzentrationen verwendet wissen. Er bedauert, daß dies in Korea noch nicht geschehen ist.

Er schreibt im Novemberheft von „US Army Combat Forces Journal“:

„Bestimmt würden mehrere Bomben auf massierte Feindkräfte, wo immer sie angegriffen werden können, ohne unsere



Männer nach Deans Geschmack: Wolfe-Smyth, Pike, Murray

Kein amerikanischer Geschäftsmann hat heute mehr solche Sorgen. Seine Maschinen werden weiter durch Kohle, Strom oder Öl angetrieben werden. Seine Furcht ist anderer Art: Seine Fabriken könnten durch feindliche Atombomben zerstört werden. Die Atomkraft wird auf weite Sicht nur der kriegserischen Zerstörung dienen.

1947 hatte AEC schon voreilig der „General Electric“ den Auftrag gegeben, in Knolls Atomic Power Laboratory in Schenectady das Modell eines ersten atomischen Elektrizitätswerkes zu bauen. Vor einigen Monaten wurde der Auftrag gestoppt. In Knolls Atomkraft-Laboratorium

geschätzt. Jetzt bewegen sich die Angaben zwischen 70 und 300 Stück pro Jahr.

Die fertigen Bomben werden nachts von Spezialmannschaften nach den Depots in den Untergrundhöhlen der weiten, fast unbewohnten Wüstenregionen des Südwestens geschafft. Vor vier Monaten verirrte sich ein Navaho-Indianer zufällig auf einen der Lagerplätze in der Nähe von Gallup (Neu-Mexiko). Der ganze Stamm wurde auf Befehl der Regierung umgesiedelt. Die Navahos mußten schwören, über den „Fundort“ nicht zu sprechen.

Nur ein paar Mann. In den Hanford-Werken im Staate Washington wird jetzt

eigenen Truppen zu gefährden, zu deren endgültiger, wenn nicht sogar sofortiger „Neutralisation“ beitragen. Man kann sich kaum etwas anderes vorstellen, das die Wirksamkeit der UN-Truppen in gleichem Maße verstärken würde.“

General Gavin ist Mitglied der „Weapons Systems Evaluation Group“ im Verteidigungsministerium. Die Gruppe hat über Wert und Verwendbarkeit der neuen amerikanischen Waffen zu entscheiden.

PHILIPPINEN

Die Beamten müssen stehlen

Seit vier Jahren sind die Philippinen unabhängig. Wenn die Verhandlungen über die neue 250-Millionen-Dollar-Spritze abgeschlossen sind, wird nicht mehr allzu viel von der philippinischen Souveränität übrig bleiben. Die 250 Millionen kommen nur mit amerikanischen Konkursverwaltern und Kontrolleuren.

Washington hatte kaum damit gerechnet, daß die Regierung Quirino noch der neuen Dollarspende teilhaftig werden könnte. Sie erschien mehr als abdankungsreif. Aber Staatspräsident und Regierungschef Quirino dankte nicht ab. Das Debakel in Korea lieferte ihm den passenden Anlaß, den Alarmzustand über die mehr als 1000 Inseln zu verhängen. „Wegen eines drohenden Weltkrieges.“ Aber auch „wegen innerer Unruhen“.

Die „inneren Unruhen“ auf den Philippinen sind latent. Die Streifzüge der kommunistischen Huk-Banden gehören seit Jahren zum Insel-Alltag. Die unfähige Quirino-Regierung hat sie nicht einzudämmen vermocht. Sie hat den Rebellen nur ständig neuen Anlaß zur Empörung geliefert.

Im Oktober kehrte der ehemalige Unterstaatssekretär im US-Schatzamt, Daniel W. Bell, mit seiner neunköpfigen Untersuchungskommission von den Philippinen zurück. Sein Bericht, den er Truman zu leitete, sollte zunächst gar nicht veröffentlicht werden. Kommentator Drew Parson, der heimlich einen Blick hineinwerfen konnte, erklärte, er könne sich nicht den-



Gestank aus dem Topf
Elpidio Quirino

ken, daß der Senat „den Gestank aus diesem Topf ausströmen lassen“ werde. Dazu sei die internationale Lage viel zu ernst.

Doch Quirino plagte das schlechte Gewissen. Er wollte wissen, was in dem Bell-Bericht steht. Durch seinen Sekretär ließ er verlautbaren, wenn philippinische Regierungsstellen der Korruption bezichtigt würden, dann sei das nur eine Folge des schlechten Beispiels der früheren amerikanischen Herren. Verglichen mit den Schiebungs- und Bestechungsaffären in 50 Jahren amerikanischer Oberhoheit seien vereinzelte Durchstechereien der Filipinos nur

Bagatellen. Präsident Truman mußte den „Gestank aus dem Topf ausströmen lassen“.

Der Bell-Bericht vermerkt:

- Die zwei Milliarden Dollars, die die Philippinen seit 1946 von den USA bekamen, sind verwirrwirtschaftet. Statt sie zum industriellen und landwirtschaftlichen Aufbau zu verwenden, versickerten die Dollars in Privattaschen oder wurden zur Einfuhr von Luxuswaren verwandt.
- Das Land ist bankrott. Seit Juli werden keine Gehälter mehr gezahlt. Die Beamten müssen stehlen oder Staatseigentum verkaufen, wenn sie leben wollen.
- Es gibt kein geordnetes Steuersystem. Die Steuereinnahmen veranlagen nach eigenem Gutdünken. Die Zolleinnahmen fließen in die Taschen einiger weniger philippinischer Senatoren.
- Die von Amerika gelieferten Waffen für die philippinische Armee sind von Offizieren an die Rebellen weiterverkauft worden.
- „Unfähigkeit und Korruption sind im Regierungsdienst weit verbreitet.“

Der letzte Punkt trifft die Familie Quirino unmittelbar. Drei Brüder des Staatspräsidenten sitzen in der Einwanderungsbehörde, neben 19 Senatoren und 83 Abgeordneten. Die Einwanderungsbehörde verkauft gegen bar Einreisevisen an zahlungskräftige Chinesen. „Darunter an sehr viele Kommunisten“ (Bell-Bericht).

Ein Bruder des Staatspräsidenten leitet das Grundstücksamt, mit acht Senatoren und 30 Abgeordneten. Das Grundstücksamt verwaltet vor allem beschlagnahmte katholische Kirchenländereien. Sie sollen den Grundstock für die überfällige Bodenreform abgeben. Sie werden unter der Hand an Grundstücksspekulanten verkauft.

Trotzdem wird die Regierung Quirino nochmals 250 Millionen Dollar bekommen. Seit dem Staatsvertrag von 1947 verfügen die USA über 16 Stützpunkte auf den Philippinen. Im Bedarfsfalle können sie nochmals sieben Stützpunkte auf dem Eckpfeiler ihrer Pazifik-Etappe erwerben.



Der Kapellmeister

AMERIKANISCHE „TANZKUNST“



Swing Samba Konga Rumba Boogie-Woogie

„Gebildetes Volk“

Organ des ungarischen Ministeriums für Volksbildung, empört sich in Wort und Zeichnung über die modernen amerikanischen Tänze. „Rumba, Konga, Swing, Samba und Boogie-Woogie sind wahrhaftig Werkzeuge jenes Angriffs, den die Herren von Amerika gegen Kultur und Fortschritt der Menschheit führen... Diese Art von Kunst soll die Menschen dazu zwingen, gehorsam

zu arbeiten und gehorsam für die Interessen der Todesfabrikanten auf die Schlachtbank zu marschieren.“ Nur Csardas, Walzer und Polka läßt „gebildetes Volk“ als Beispiele „progressiver Tanzkultur“ gelten. Dazu sollen rein ungarische Tänze nach dem Muster der neuen sowjetischen Gesellschaftstänze erfunden werden. Die sambafreien Lokale werden kaum besucht.

Linus Torgellus

Als wir Sie zur Abstimmung über deutsche Divisionen aufrufen, gaben wir uns nicht der frommen Täuschung hin, Fragestellung und Modus der Abstimmung könnten ein hundertprozentig stichhaltiges Ergebnis zeitigen. Obwohl wir jeder Ausgabe vier Karten beigelegt hatten, war es uns naturgemäß nicht möglich, alle Landschaften und Bevölkerungsschichten Westdeutschlands ganz gleichmäßig zu bedenken. Wir werden beispielsweise in Hamburg mehr gelesen als in Oberbayern. Nach wie vor aber entsprechen Altersaufgliederung und Flüchtlingsanteil der Bundesstatistik. Wir standen also vor der Wahl, entweder gar keine Abstimmung



oder eine ungefähre Abstimmung zu veranstalten. Das Ergebnis unserer Entscheidung waren 33 000 Antworten. Das ist das beste Ergebnis, das die politische Umfrage einer Zeitung in Deutschland je hatte.

Auch bei der Fragestellung waren wir uns bewußt, daß sie kritisiert werden würde. Um zu prüfen, ob wir etwas hätten besser machen können, untersuchten wir die Vorschläge, die unsere Kritiker uns vorlegten.

Ludwig Alwens aus Hof/Saale bemängelte, wir verleiteten unsere Leser, sich auf den Ozean der Ressentiments einzuschiffen. Das ist hübsch gesagt, aber es trifft nicht, denn so wahr es ist, daß jede Volksentscheidung auch von Ressentiments getragen wird, so unbestreitbar ist, daß der SPIEGEL sein Bestes tut, alle Zeitgenossen, die auf den Wogen der Ressentiments treiben, in den Hafen des common sense und der kühlen Herzen einzuholen. Das ist in Deutschland um so nötiger, als hier zur Zeit nach Gemeinplätzen regiert wird, wohingegen in anderen Ländern die Gemeinplätze nur als Staffage dienen.

Ein Anonymus bedauert, daß der SPIEGEL mit seiner Anfrage „die einfachen Menschen durcheinanderbringe“. Uns will es scheinen, als sei die Welt ein wenig durcheinander, und dies auf Kosten der einfachen Menschen.

Kurt Dreßler, Flensburg, findet die Fragestellung „nicht erschöpfend“. Nein, das ist sie keineswegs. Kaufmann Erich Weise, Prien, Chiemsee, befürwortet eine Umfrage unter Schulkindern, ob sie zur

Schule gehen wollen. Ebenso sieht Dr. Hermann Salm, Heidelberg, in der Fragestellung „die reine Demagogie, naiv oder kaltblütig - raffiniert“. Er schlägt vor, das nächste Mal zu fragen, „Sind Sie bereit, Steuern zu zahlen?“ und „Erlauben Sie, daß die anderen es für Sie tun?“ Unterschrift: „Dein wohlgesonnener Salm“.

Auch Dr. Ulrich Teichmann, Bonn, meint, die Fragestellung laufe darauf hinaus: „Wären Sie bereit, Ihr Leben und Ihre Gesundheit für einen neuen Krieg zu opfern?“ und „Wünschen Sie höhere Steuern für eine deutsche Rüstung zu zahlen?“.

Vorgeschlagen wurde: „Fragen Sie den deutschen Mann, ob er sich im Ernstfall schützend vor Frau und Kind stellen will!“ (Dr. Johannsen, Kiel), und „Wollen Sie, daß der Westen verteidigt wird, wenn die Sowjets angreifen?“ (Frieda Helmhaus, Berlin), und „Glauben Sie, daß es sich lohnt, unsere Lebensform bei einem Angriff zu verteidigen?“ (Gerhard Sturmheit von der Gewerkschaftsjugend), und „Sind Sie bereit, Soldat zu werden, wenn dies das einzige Mittel ist, Frieden und Freiheit zu erhalten?“ (Fritz Schürmann, Wittmund).

Das haargenau waren die Fragen, die wir nicht stellen wollten. Die Lebensform erhalten, Frau und Kind schützen, den Westen verteidigen, Frieden und Freiheit retten, wer wollte das nicht! Wer wollte nicht Soldat werden, wenn das „wirklich das einzige Mittel“ wäre.

Aber ist es das einzige Mittel, und ist es das rechte Mittel? Ist es jetzt und unter den gegenwärtigen Umständen das rechte Mittel? Weil hierüber Meinungsverschiedenheiten bestehen, ist eine Umfrage und wäre eine Abstimmung überhaupt nur sinnvoll. Wir haben keinerlei Wert gelegt auf ein 99prozentiges Bekenntnis zur Freiheit. In einem Land, wo kommunistische Abgeordnete heute schon Seltenheitswert besitzen, sind solche Demonstrationen nutzlos, weil sich die Rückversicherer ohnehin nicht davon beeindrucken lassen, und die Russen schon gar nicht. Wir wollten einen echten Ueberblick über die Volksmeinung, und den haben wir bekommen.

12,8 Prozent der Einsender sind bereit, selbst Soldat zu werden bzw. ihren nächsten Angehörigen Soldat werden zu lassen. Wir hatten diese Frage an den Anfang gestellt, weil Lippenbekenntnisse nichts wert sind, solange die persönliche Bereitschaft zu opfern fehlt. 12,8 % sind bereit. In anderen zivilisierten und zivilen Ländern fiele die Beantwortung dieser Frage vermutlich ähnlich aus, aber in manchen dieser Länder wird die fehlende persönliche Bereitschaft durch klare nationale Ziele ersetzt.

35,4 Prozent befürworten die Aufstellung von Freiwilligenverbänden, 15,8 Prozent befürworten eine allgemeine Wehrpflicht. Rund 3 % möchten also selbst nicht Soldat werden, halten aber aus Sorge um das Gemeinwohl die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, unabhängig von ihrer persönlichen Abneigung, für nötig. 51,2 % befürworten somit die Aufstellung einer Armee in Deutschland. Wir hatten mit Absicht nicht nach Bedingungen gefragt, um das Bild nicht zu verwirren. Wir hatten mit

Absicht nicht gefragt, ob eine deutsche Nationalarmee befürwortet werde, da eine deutsche Nationalarmee nicht zur Diskussion steht. Und wir hatten mit Absicht nicht danach gefragt, ob volle Gleichberechtigung die Voraussetzung für die Aufstellung deutscher Divisionen sei, weil eine Bewaffnung bei fehlender politischer und militärischer Gleichberechtigung in Deutschland ja doch ernsthaft ebenso wenig diskutiert wird. Objektiver kann man nicht sein.

Die Frage 3, betreffend eine allgemeine Wehrpflicht, schien uns typisch genug, hinsichtlich der Struktur der Einsender genau durchleuchtet zu werden. Der Prozentsatz der Frauen, die für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht stimmen, ist um ein Drittel geringer als der der Männer (14 % der Einsender firmierten als „Hausfrauen“). Von den Vertriebenen dagegen stimmten viermal so viele für die Wehrpflicht wie von den Einheimischen.

Zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Rechts- und Linkswählern, zwischen Arbeitern und Akademikern, zwischen den verschiedenen Landsmannschaften, zwischen Reservisten und Berufssoldaten waren die Unterschiede nicht so markant, daß sie nicht auch auf Zufälligkeiten beruhen könnten. Dr. Horst Günter, Hamburg, möchte sich „als unbezahlter Arzt“ lieber heute als morgen zum Kommiß melden. „Aus Notwehr! Wissen Sie, wie wir unser Geld verdienen?“

Fragten die ersten drei Rubriken nach der persönlichen Einstellung, so beschäftigten sich die Fragen 3 bis 6 mit den politischen Voraussetzungen. Hätten wir diese Fragen an den Anfang gesetzt, hätte man uns vielleicht berechtigt den Vorwurf machen können, wir wollten Ihnen die Tendenz

der Umfrage suggerieren. 2,3 % wollen Westdeutschland unter den von Frankreich geforderten Einschränkungen bewaffnet wissen. Ist diese Frage unfair? Die französischen Vorbehalte gegenüber Deutschland (und die englischen Vorbehalte gegenüber Europa) sind gegenwärtig die stärksten Impulse europäischer Politik. Amerika muß sie in Rechnung stellen, aber man erlaube uns, daß auch wir sie in Rechnung stellen.

Die Art der von Frankreich geforderten Beschränkungen kann sich ändern, aus Bataillonen können Brigaden werden. Aber die Forderung auf Niederhaltung des deutschen Potentials kann sich in absehbarer Zeit nicht ändern.



SCHULE



FÜR ALLGEMEINE WEHRPFLICHT

☒ = JA

☐ = NEIN

EINHEIMISCHE
Jeder 12.



FLÜCHTLINGE
Jeder 3.



FRAUEN
Jede 9.



MÄNNER
Jeder 6.



Eine uneingeschränkte Bewaffnung Westdeutschlands fordern 28,3 % der Einsender — eine niedrige Ziffer bei einer als militaristisch berühmten Nation. Sie setzt sich zusammen aus den 15,8 %, die eine allgemeine Wehrpflicht befürworten, und aus weiteren 12,5 %, die glauben, daß sich uneingeschränkte Bewaffnung auch erreichen ließe „ohne mich“.

Frage 6 fand die überraschendste Beantwortung: 81,5 % sind gegen jede Bewaffnung, wenn damit der Beitritt zu einem Paktsystem des Westens verknüpft ist. Da so, wie die Dinge nun einmal liegen, der Beitritt zu einem Paktsystem die Voraussetzung für westdeutsche Divisionen ist, können hier die Ressentiments

gegen Adenauer und die Politik der Amerikaner in Deutschland nur schwer überhört werden. Dieselben Ressentiments stecken in manchen der rund 850 zustimmenden Briefe, die beim SPIEGEL einliefen (gegen rund 75 negative). Sie münden in die Philosophie des „Ohne mich“, die nach der Behandlung, die man den Deutschen in den letzten fünf Jahren hat angedeihen lassen, nur zu verständlich ist, die allein aber politisch nicht trägt.

Konsequent gegen jede Bewaffnung und gegen den Westpakt sind 47,4 %, konsequent für uneingeschränkte Bewaffnung und Westpakt 11,3 %. Diese Ziffern können sich künftig ändern in dem Maße, in dem von politischer und militärischer Gleichberechtigung nicht nur geredet wird. Für die Aufstellung deutscher Einheiten nach französischem Muster, für den Brüsseler Plan, für deutsche Bewaffnung ohne tatsächliche politische und militärische Gleichberechtigung gibt es in Deutschland so wenig Stimmen wie für die Kommunisten: 2,3 %.

Angesichts dieser fundierten Ablehnung hilft es wenig, wenn Englands Hoher Kommissar die Frage aufwirft, ob die Deutschen feige beiseite stehen oder ob sie Verantwortungsbewußt in der Front der Freiheit mitmarschieren wollten. Noch weniger hilft es, wenn Mr. Buttenwieser, der 2. Stellvertreter Mr. McCloy's, deutschen Journalisten das Getreide vorrechnen, das die USA uns nach der Kapitulation geschickt haben.

Es hilft so wenig, als wenn wir den Amerikanern immer wieder die Umerziehung vorhalten, mit der sie uns beharrlich traktiert haben. Die Amerikaner haben inzwischen gelernt, aber auch wir sind nicht ganz unbelehrt geblieben.

Hier geht es nicht um Ressentiments, sondern um politische Einschätzungen. Wir glauben nicht, daß uns die Amerikaner an ihrer großzügigen Marshall-Hilfe beteiligt haben, um uns zu veranlassen, unsere eigene politische Einschätzung aufzugeben und die ihre anzunehmen.

Der Bundeskanzler erlebt im Augenblick, daß man in einer Demokratie die politische Einschätzung der Bevölkerungsmehrheit nicht auf die Dauer negieren kann. Der Bundeskanzler richtet sich darauf ein. Andererseits wäre es ungerecht gegenüber dem Bundeskanzler, zu verkennen, daß ein westdeutscher Kanzler bislang den Segen der Amerikaner genau so dringend nötig hatte wie den des Parlaments. Es war also nicht zufällig, daß die politischen Einschätzungen des führenden Mannes in der wichtigsten Frage mit den politischen Einschätzungen der zur

Zeit maßgebenden Amerikaner übereinstimmen.

In der wichtigsten Frage? Keine der Westdeutschland berührenden Fragen hat Ost und West zu einem solchen Aufwand an Propaganda, Ueberredung und Drohung verführt. Es ist vielleicht voreilig zu behaupten, die Russen würden die Aufstellung deutscher Divisionen nicht dulden. Niemand weiß das mit Sicherheit. Es hängt auch bei den Russen nicht an den paar deutschen Divisionen. Aber die Russen könnten in dem Beginn einer deutschen Aufrüstung den Beweis dafür erblicken, daß Amerika auf längere Sicht zum Krieg entschlossen ist. Diese Gefahr ist nicht mit einem Gang zum Petersberg abzutun.

Obwohl des Kanzlers Auffassung keinen Rückhalt in der Bevölkerung hat, kann niemand beweisen, daß sie falsch ist. Die Richtigkeit der Gegen-Theorie ist, wie immer bei echten politischen Entscheidungen, genau so wenig zu belegen. Aber es muß doch möglich sein, sie sachlich zu diskutieren, ohne daß man ein Feigling gescholten wird und ohne daß gleich das Geld des amerikanischen Steuerzahlers aufmarschiert.

● Tatsache ist doch, daß die Amerikaner uns nicht gegen eine russische Invasion schützen können, wenn es zum Krieg kommt.

● Tatsache ist, daß Europa nicht zu verteidigen ist, solange Frankreich das Gros der Landstreitkräfte stellt.

● Tatsache ist, daß die Amerikaner auf Deutschland nicht verzichten können, weil hier das Ruhr-Gebiet liegt (siehe Abdruck aus TIME, Seite 3).

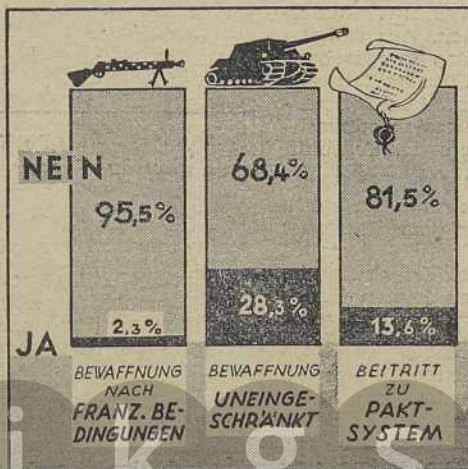
● Tatsache ist, daß Deutschland geteilt ist.



● Tatsache ist, daß Deutschland an Rußland grenzt und daß es bis auf die Haut abgerüstet wurde.

● Tatsache ist, daß die Ost-West-Krise sich ihrem schlimmsten Gefahrenpunkt nähert.

Da ist es eine gewaltige Verantwortung für einen deutschen Politiker, der Aufstellung von deutschen „Kampfgruppen“ nebst „taktischer Luftwaffe“ zuzustimmen. Da genügt es nicht, unter den Bundestagsabgeordneten eine Mehrheit zu finden und die Vorstände der CDU hinter sich zu wissen. Das ist eine Sache, zu der man das ganze Volk hinter sich haben muß, das für die Entscheidungen des Bundeskanzlers bezahlen muß. Und dazu



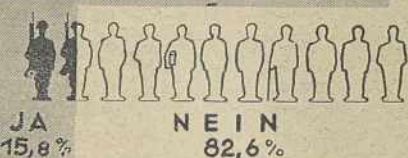
BEREIT, SOLDAT ZU WERDEN:



FÜR FREIWILLIGENEINHEITEN:



FÜR ALLGEM. WEHRPFLICHT:



hat der Bundeskanzler das Volk nicht hinter sich.

Die Interessen der Amerikaner laufen hier anders als die unsrigen. Sie wollen ihre offene Flanke notdürftig schließen und ihre Bevölkerung beruhigen, die in der Zeitung lesen will, daß auch andere kriegstüchtige Völker in die Bresche sprängen. Daß wir die Russen aufhalten könnten, glauben sie selber nicht (siehe Abdruck aus TIME).

Wir dagegen haben das Interesse, nichts zu tun, was den Krieg beschleunigt herbeiführen könnte, und möglichst viele von uns einen nächsten Krieg heil überstehen zu lassen. Daß man ein Volk nicht auf verlorenem Posten kämpfen lassen kann, das mögen die Amerikaner getrost von uns lernen, denn das haben wir erfahren, und sie haben es nicht erfahren.

Als die Republikaner durch die November-Wahlen im amerikanischen Kongreß nahezu gleichzogen, waren die Stimmzettel noch nicht gezählt, da ließ sich der führende Mann der Republikaner, Robert Taft aus Ohio, vernehmen: „Kann Europa wirklich verteidigt werden? Wie viele amerikanische Soldaten werden dazu nötig sein? Es gibt viele Dinge, von denen ich noch überzeugt werden muß.“

Der Bundeskanzler wäre so übel nicht beraten, wenn er bei Senator Taft einmal unter der Hand vorfühlen ließe.

Gemeinsam haben wir mit den Amerikanern das Interesse, nicht versklavt zu werden. Ueber die Wege dazu ist die politische Einschätzung einstweilen noch verschieden. Aber als politisch verantwortliche Menschen müssen wir unsere Einschätzung hochhalten, solange man uns die Verantwortung zuschiebt.

Es mag also sein, daß es über dem geforderten „Sicherheitsbeitrag“ im nächsten Jahr dazu kommen wird, daß wir unserem Gewissen mehr gehorchen müssen als den Amerikanern.

Herzlichst Ihr

Rudolf Augstein

BEI DER UFA MACHTE MAN DAS SO

KINO — DAS GROSSE TRAUMGESCHÄFT

16. Fortsetzung

Melodie des Herzens" war der lange erwartete Puſta-Film der Ufa. Sie drehte ihn in fünf Fassungen: deutsch, ungarisch, englisch, französisch und — stumm! Jedem Kino das Seine. Bei den Aufnahmen herrschte ein tolles Durcheinander. Und manche Szene wurde verkorkst.

Aber dennoch wurde es eine rauschende Premiere. Trotz der noch immer harten Zischlaute des Films, trotz des schlechten Deutschen von Dita Parlo, trotz der noch immer unterschiedlichen Tongebung.



Akustische Großaufnahme

Kurt Bernhardt (an der Kamera) „Letzte Kompagnie“

Auf die Ufa hatten Fachleute und Laien die größten Hoffnungen gesetzt. Abgesehen vom Stoff, der an einigen Stellen in Kitsch abrutschte, wurden sie nicht enttäuscht. Die Ufa hatte sich beim Tonfilm-Drehen klug beschränkt. Bei „Atlantik“ war den ganzen Film über (3108 Meter) dauernd geredet worden. Im Frolich-Film „Die Nacht gehört uns“, kam der Erfolg nicht durch die tonfilmischen Neuheiten, sondern allein durch Hans Albers, seine natürliche Schnauze und seinen Otto-Otto-Charme.

Bei „Melodie des Herzens“ hatte die Ufa klug gemischt. Es wird genügend viel gesprochen. Aber die Dialoge sind knapp. Häufiger sind die Klangschattierungen: Straßenlärm, Jahrmarktstrubel, Tierstimmen, ungarische Musik und die Seufzer der leidenden Liebenden Janos und Juli.

Zu Tode drehen. Die ersten Tonfilme entfesselten eine starke Pressekampagne pro Stummfilm. Sie war so heftig und arbeitete mit so zugkräftigen Argumenten, daß die Theaterbesitzer fest damit rechneten, der Tonfilm mit seiner akustischen Trommelfelbearbeitung werde sich schon zu Tode drehen. Aus ästhetischen und künstlerischen Gründen kämpften angesehenere Zeitungen gegen die neuen Experimente. Sie stellten die großen Filme von Lubitsch und Lang, die russischen Meisterwerke von Pudowkin und Eisenstein gegen die ersten schwachbrüstigen Tonfilme und kamen zu einem vernichtenden Ergebnis.

Aber da lieferte die Ufa im Frühjahr 1930 „Die letzte Kompagnie“. Die Verteidigung der Mühle auf dem Schlachtfeld von Jena-Auerstedt durch 13 Grenadiere war vom Regisseur Kurt Bernhardt zu einem eindringlichen Tonfilm gestaltet worden. Zur optischen Großaufnahme kam jetzt die akustische Großaufnahme. Da hörten die Kinobesucher den letzten Hauch eines Sterbenden und sahen übergroß auf der Leinwand seine starr werdenden Augen.

Dann kam „Der blaue Engel“. Er kam auf einigen Umwegen. Klitzsch war gerade einmal wieder in Amerika, um seine Parufamet-Schlacht zum siegreichen Ende zu schlagen. Er stellte fest, daß die Ufa-Filme in USA kaum gespielt wurden. Die Verhandlungspartner erklärten ihm das so: „Eure Filme sind so gedehnt, sie langweilen das amerikanische Publikum. Unsere Filme sind gestraffter, haben viel mehr Handlung!“

„Na, dann helft uns doch, wenn Ihr das für den wahren Grund haltet. Borgt uns doch einmal einen Regisseur!“ schlug Klitzsch vor.

Das war die Vorgeschichte zur Verpflichtung des amerikanischen Regisseurs aus Wien Dr. phil. Joseph von Sternberg. Der hatte gerade mit Emil Jannings „Der letzte Befehl“ gedreht, einen Film vom tragischen Schicksal eines zaristischen Generals in Hollywood.

Mit Jannings sollte er auch seinen deutschen Film machen. Jannings, dem es bei schwachen Englisch-Kenntnissen in den Vereinigten Staaten nicht mehr gefiel, wurde bereits in Southampton von Erich Pommer begrüßt. Pommer wollte seinen großen Star vor den Sirenenklängen der englischen Filmgesellschaften bewahren.

Der Stoff war bald gefunden. Es war die Rolle, die sich Emil Jannings immer gewünscht hatte: Rasputin. Monatelang arbeitete man am Drehbuch. Aber man kam nicht weiter. Schließlich war es der Ufa klar, daß „Rasputin“ vorläufig nicht gedreht würde. Jannings mußte wieder auf seinen großen Wunsch verzichten. Er sollte ihm nie mehr erfüllt werden. Conrad Veidt und Harry Baur spielten Rasputin, aber nie Jannings.

Ufa-Dramaturg Supper, einer aus Klitzsch' hochbegabtem Nachwuchs, stieß auf Heinrich Manns Roman „Professor Unrat“. Man begeisterte sich an dem Zusammenstoß zweier Welten, der hier so wirksam expliziert wurde. Man fand, die Gestalt des bieder-bürgerlichen, hochgeachteten Schulprofessors Rath, der lebensunerfahren in die Fänge einer Tingel-Tangel-Sängerin geriet, sie liebt, sie heiratet, von ihr betrogen wird, von Stufe zu Stufe sinkt und schließlich zusammenbricht — das sei endlich einmal wieder eine große Rolle für den Jannings.

In langen Kämpfen gelingt es, Heinrich Manns Einverständnis zu holen. Carl Zuckmayer und Karl Vollmöller bearbeiten den Stoff, Robert Liebmann schreibt schließlich das Drehbuch.

Jannings sagt zu. Sternberg gefällt der Stoff. Beide bekommen für ihre Arbeit je 75 000 Dollar. Das ist eine phantastische Summe. Und viele Ufa-Leute schimpfen wieder auf den „Verschwender Erich Pommer“. Denn unter Pommers Oberleitung kommt dieser 1½-Millionen-Film heraus. In zwei Fassungen.



Alle Vorstellungen ausverkauft

Der Jannings und die Dietrich im „Blauen Engel“

25 000 Mark sind für die Darstellerin der Tingel-Tangel-Sängerin vorgesehen, die im Film Lola-Lola heißen wird.

Jannings schlägt seine alte Bühnenfreundin Lucie Mannheim vor. Heinrich Mann will Trude Hesterberg, die frechste Dissee des Berlins der zwanziger Jahre, auf Zelluloid sehen. Aber Joseph von Sternberg nimmt Marlene Dietrich, die er eines Abends auf einer Berliner Revue-Bühne sieht.

„Der blaue Engel“ verschafft den Kinos auf Wochen das Schildchen „Alle Vorstellungen ausverkauft“. Er bringt Jannings einen Riesenerfolg als Darsteller. Er beschert Marlene Dietrich den Besuch von Sam Rachmann und damit den erträumten Hollywood-Vertrag von Paramount. Er sorgt bei Dr. Alfred Hugenberg für etliche schlaflose Nächte.

Der deutsch-nationale Volksführer ist wütend über diesen ganz und gar unmoralischen Film. Er muß es sich gefallen lassen, daß er von seinen Kollegen in der deutsch-nationalen Reichstagsfraktion mit hämischen Gesichtern gefragt wird, wie es komme, daß seine Ufa einen Roman des Sozialisten Heinrich Mann verfilme. Und daß ein Film entstehe, der das Ansehen des Bürgertums derart untergrabe. Kurze Zeit dachte Hugenberg daran, den „Blauen Engel“ nicht zur Aufführung kommen zu lassen. Aber er sah ein, daß das eine absurde Idee sei. Und schließlich waren 1½ Millionen auch keine Kleinigkeit.

Das große Liebespaar. 1929/30 wurden von der Ufa 30 lange und kurze Tonfilme herausgebracht, aber noch 54 lange und kurze Stummfilme. Denn die vielen Stummfilmtheater wollten auch noch bedient werden.

Mit ihren Tonfilmen holte sich die Ufa einen Erfolg nach dem anderen. Der Ufa-Rhombus war wieder so geliebt und gefürchtet wie in der großen Zeit mit Ernst Lubitsch und Fritz Lang.

Das war bei der Produktion das gemeinschaftliche Werk von Erich Pommer und Ernst Hugo Correll. Pommer fischte sich Willy Fritsch und aus den Eichbergischen Pipapo-Filmen das „süßeste Mädel der Welt“, Lillian Harvey, und kettete sie zusammen. Mit „Liebeswalzer“ (zweiterfolgreichster Film 1929/30), „Einbrecher“, „Hokuspokus“ und vor allem mit der parodistischen Tonfilmoperette „Die Drei von der Tankstelle“ wurden die beiden „das große deutsche Liebespaar“.

„Die Drei von der Tankstelle“, der erfolgreichste Tonfilm 1930/31 brach mit aller Operettensüße und servierte dem Publikum Liebe mit neuer Sachlichkeit. Willy Fritsch, Heinz Rühmann und Oskar Karlweis waren drei unzertrennliche Freunde, Sportskameraden, denen das Vermögen die Freundschaft gekündigt hat. Sie gründen eine Tankstelle. Ihre beste Kundin ist eine hübsche Konsultochter (Lillian Harvey). Die vier singen, trällern, tanzen, boxen und flirten durch den Alltag.

Die „Tankstelle“ war in ihrer Art Vorbild für viele ausländische und deutsche Filme. Aber nie wieder wurde diese Leichtigkeit und dieser photographierte Charme erreicht. Mit Musik von Werner R. Heymann war hier die erste filmeigene Operette geboren. Sie blieb die einzige. Alles, was nach den „Drei von der Tankstelle“ kam, versackte wieder im üblichen Operettenschema.

Die Wunderwurzel. Auch Richard Oswald, einst der Meister des „aufklärenden“ Sittenfilms, arbeitete noch einmal im Dienste des Ufa-Rhombus. Dafür nahm er sich den 15 Jahre alten Roman „Alraune“ des Poe-Epigonen Hanns Heinz Ewers. Das wurde ein phantastisch-gruseliger Film, in dem die innere Hohlheit der Gesellschaft in gespenstischem Licht ausgeleuchtet wird, in dem die Versuche künstlicher Befruchtung bei Ratten Tee-Plauderei sind, in dem ein neuer Frauentyp geboren wird: der Vamp.

Geheimrat ten Brinken (Albert Bassermann), ein eiskalter Schurke im Frack, arbeitet an wissenschaftlichen Experimenten. Eine Alraune, nach der Sage durch Paarung von Mensch und Erde entstandene Wunderwurzel, die Reichtum und Ruhm aber auch Unglück und Tod bringt, verführt ihn zu dem Gedanken, einen Menschen durch künstliche Befruchtung zu schaffen.

Vater wird ein zum Tode verurteilter Raubmörder in seiner letzten Stunde. Mutter eine verkommene Dirne in einem üblen Konzertcafé. Sterbend gibt sie einem Mädchen das Leben. Es heißt Alraune.

Alma und Alraune — beides war Brigitte Helm, einst die keusche „Metropolis“-Maria von Fritz Lang. Mit betrunkenem Blick, ordinär gekleidet, Samtband um den Hals, gröhlt sie als Alma ihr Chanson „Komm, küß mich nochmal“. Als Alraune, die im Hause ten Brinkens aufwächst und einen Mann nach dem anderen nimmt und vernichtet, ganz anders: verführerisch, schöner Körper, zwischen schmalen Augenlidern ein Blick, der die Männer abwechselnd heiß und kalt werden läßt, ein wahrer Vampir.

Der Fluch der Alraune killt immer neue Männer. Alraune ist reines Triebwesen. Als sie von ihrer Herkunft erfährt, vernichtet sie sich selbst. „Schimmernd ziehen die Wogen des Flusses zum Meere. Eine Schuld wurde gesühnt, ein Fluch ausgelöscht“, interpretierte der Film-Kurier der Ufa. Brigitte Helm, große Dame von verführerischer Schönheit, war Star ersten Ranges geworden.

Der Friede von Paris. Der Patentrek zwischen Western Electric und ihren Konkurrenten war inzwischen hartnäckig weitergegangen. Die Amerikaner lehnten die Anerkennung der „interchangeability“ ab. Das bedeutete, daß amerikanische Filme trotz Entgegenkommens der europäischen Patenthalter nur auf amerikanischen Apparaturen gespielt werden durften. Das bedeutete, daß amerikanische Apparaturen keine Filme vorführen durften, die nach einem anderen Tonfilm-Verfahren gedreht worden waren als Western Electric.

(Fortsetzung folgt.)

Copyright 1950 by DER SPIEGEL

Original-Birkenwasser

Weit überragend



als Spezialmittel

gegen Kopfschuppen

und Haarausfall

Große Herzen

Herzforscher Herbert Reindell aus Freiburg kann direkt böse werden, wenn er die Zuschauer beim Radrennen sagen hört: „Die Leute machen sich ja kaputt!“ Mit Röntgenkamera und Stethoskop hat der hühnenhafte, 42jährige Professor Jahre auf Aschenbahnen und Fußballplätzen und in Trainingslagern deutscher Olympia- und Nationalmannschaften zugebracht. Deshalb ist Reindell jetzt nach sorgfältiger Auswertung seiner Untersuchungen überzeugt: „Die Leute machen sich gar nicht kaputt. Das ist nur eine dumme Redensart!“

Hauptsächlich interessierte der Professor sich für die Herzen der Sportkanonen. Mit wissenschaftlicher Methodik untersuchte er während des Trainings, vor und unmittelbar nach Wettkämpfen die Herzen von

- 20 Olympiasiegern und Weltmeistern,
- 16 Europameistern,
- 83 deutschen Meistern und
- 116 Jugendsportlern.

Seine Herz-Beobachtungen erstreckten sich über Jahre, die Auswertung über 494 Seiten eines medizinischen Fachberichts. Reindell führt darin den Beweis, daß die verschiedenen Sportarten unterschiedliche Herzvergrößerungen („Sportherzen“) verursachen.

Auf seinen Tabellen lassen Sprinter und Springer, Geher und Amateurboxer, also Sportler, die ihr Herz in Training und Wettkampf nicht zu sehr beanspruchen müssen, kaum Herzvergrößerungen erkennen. Ausgeprägte Sportherzen weisen dagegen Radrennfahrer, Rennruderer, Marathonläufer und Berufsringer und -boxer auf. „Also Sportler, die von ihren Herzen hohe Dauerleistungen fordern.“

Als Reindell hörte, daß die Strapazen der Großen Deutschland-Rundfahrt 1949 geradezu „unüberbietbar gewaltig“ gewesen seien, wollte er selbst sehen, wie die Herzen der „Giganten der Landstraße“ die 14tägige, mörderische Jagd durchhalten. Die Fahrt über 3900 kräftefressende Straßenkilometer, die zu den höchsten sportlichen Dauerleistungen zählt, wurde damit in diesem Jahr für den massigen Graukopf aus Freiburg zu einer reinen Herzensangelegenheit.

Die Rennfahrer, traditionsgemäß ärztlich-scheu, machten zuerst unerwartete Schwierigkeiten, als Reindell mit drei Kollegen und einem Pkw. voll medizinisch-technischer Instrumente vor dem Start in Hannover auftauchte. Sie wollten nicht vor die Röntgenkamera und die elektrischen Meßapparate des Professors. „Da war es Ex-Weltmeister Möller — ein alter Patient von mir — der eine große Rede schwang und mich in den Kreis einführte.“

Eine sportkameradschaftliche Ansprache, die dem gemüthlichen Schwerathletentyp und ehemaligen Sportstudenten Reindell leicht von der badischen Zunge floß, beseitigte die letzten Hemmungen. „Ich brachte sie schließlich so weit, daß sie sich nach jeder Etappe freiwillig zur Untersuchung stellten.“

In Hannover vor dem Start, in Gießen am ersten Ruhetag und wieder in Hannover innerhalb zwei Stunden nach Zerreißen des Zielbandes holte Reindell die

*) Herbert Reindell: „Diagnostik der Kreislaufschäden“, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart.

Giganten vor den Röntgenapparat. Er und seine Assistenten fanden die Anforderungen der Rundfahrt übereinstimmend wirklich „gigantisch“.

Das Endresultat überraschte selbst den Sportherz-Experten Reindell: „Unter etwa 270 Untersuchungen war nicht ein einziges Mal der Beweis zu erbringen, daß selbst diese sportliche Höchstleistung das vergrößerte Herz zu schädigen vermag.“ In seiner Wohnung in der Freiburger Haydnstraße bewahrt der Professor die Belege dafür auf, die Röntgenbilder, die Elektrokardiogramme*) und medizinischen Untersuchungsbefunde. Für Reindell erbrachten sie die wertvolle Bestätigung seiner bisherigen Forschungsergebnisse.



Keine medizinischen Wunder
Herbert Reindell

„Die Untersuchungen lassen einfach den Schluß zu, daß wir im vergrößerten Herzen des Sportlers die von der Natur bewirkte Anpassung an die Anforderungen sehen müssen. Der Kreislauf sorgt durch Umstellung dafür, daß eine Störung ausgeschlossen ist.“

Die Aerzte wissen: Der Kreislauf wird im wesentlichen durch das vegetative Nervensystem, eine Art unbewußt-automatischen Befehlsapparat, gesteuert. Dieser Befehls- und Kontrollapparat reguliert über Nerven und Hormone auch die Anpassung

*) Elektrokardiogramm (EKG) = Die graphische Übertragung des bei jeder Zusammenziehung (Pumpbewegung) des Herzens erzeugten schwachen elektrischen Stromstoßes. Dieser Stromstoß wird mit Hilfe von Elektroden registriert, die an Arm und Unterschenkel des Patienten angebracht sind. An der Kurve des Elektrokardiogramms kann der Arzt Herzstörungen mit großer Genauigkeit ablesen.

der Organe an neue Situationen, die gesteigerte Leistungen fordern. So gleicht das vegetative Nervensystem zum Beispiel Herzklappenfehler oder Einengungen der Blutbahn automatisch durch Verstärkung der Herzmuskel und Erhöhung des Blutdruckes aus.

Nur der ungestörte Kreislauf kann die von der Sauerstoffzufuhr abhängigen Gewebe genügend ernähren. Bei körperlicher Belastung benötigen die beanspruchten Gewebe einen entsprechend erhöhten Blutzustrom. Also muß die Kreislaufleistung erhöht werden. Das vegetative Nervensystem veranlaßt automatisch über Nerven und Hormonausschüttung gewisse ruhende Organe und Gewebeabschnitte, vor allem die Blutspeicher Milz und Leber, Blutreserven abzugeben und der Zirkulation zuzuführen. Durch die Venen gelangen diese Blutreserven zum Herzen, das so zu einem erhöhten „Produktionsausstoß“ (Volumenleistung) befähigt wird.

Den Aerzten ist bekannt, daß sich dieser Ausstoß bei kurzdauernder, mittlerer Arbeitsleistung von durchschnittlich 4,7 Litern auf 12 bis 16 Liter und bei starker Anforderung sogar auf 25 bis 30 Liter in der Minute erhöht. Diese Mehrleistung kann das Herz nur durch eine Erhöhung der Schlagzahl und des Schlagvolumens bewältigen. Dazu muß aber auch das Fassungsvermögen der Herzhöhlen gesteigert werden.

Ständige körperliche Mehrarbeit, vor allem der Sport, führen deshalb zu der als „Sportherz“ bekannten Herzvergrößerung. Professor Reindell stellte im Laufe seiner Untersuchungen fest, daß diese Herzvergrößerung beim Sportler jedoch immer erst nach Jahren gesteigerten Trainings auftritt. Darum warnt er konsequent: „Stellt sich schon nach kurzfristiger sportlicher Betätigung (1 bis 2 Jahren) eine Herzvergrößerung ein, dann besteht Verdacht auf Herzmuskel-schädigung.“

Er begründet auch, daß das trainierte (also große Herz) mehr als die durchgearbeitete Muskulatur Voraussetzung für die Leistungskraft des Sportlers ist. „Mit der Größenzunahme ändert sich auch grundlegend die Arbeitsweise des Herzens. Die gesamte Kreislaufregulation wird umgestellt. Das Sportherz bringt in Ruhe nur einen Teil des Körperbluts zur Zirkulation. Eine große Restblutmenge wird zurückgehalten und erst bei stärkster Belastung abgegeben.“ Das Sportherz ist fähig, seine Tätigkeit schlagartig von Schon- auf Arbeitsgang umzustellen und die Blutreserven auszuwerfen.

Je vollständiger diese späte Entleerung vor sich gehe, desto größer sei dann auch das Fassungsvermögen der Herzhöhlen zur Aufnahme des zurückflutenden Blutes. „Ohne wesentliche Zunahme der Schlagzahl vermag dieses Herz bei stärkster Belastung dadurch das Minutenvolumen ganz beträchtlich zu erhöhen.“

Dagegen: Das krankhaft vergrößerte Herz wirft kein oder fast kein Restblut aus. Der Blutrückfluß bewirkt bei Beanspruchung eine weitere Herzvergrößerung, da hier die Herzhöhlen vom Blutzustrom gedehnt werden. Beim Herz des Trainierten ist das anders: Es vergrößert sich nicht, sondern verkleinert sich sogar, wenn das Restblut völlig ausgeworfen ist.

Das Sportherz ist also eine Art „Blutdepot“, das mit dem Restblut eine beträchtliche Menge bereits arterialisierten (erneuerten) Blutes als „Kraftspritze“ zur Verfügung hält. Zu dieser Disposition kommt noch eine besonders günstige Sauerstoffausnutzung. Die Muskulatur des Trainierten ist durchgearbeitet und vergrößert. Sie weist eine außerordent-

liche Kapillardichte auf. Das heißt, das Muskelfleisch ist von einer Unzahl feinsten Aederchen durchzogen, die dem arteriellen Blut den Sauerstoffgehalt fast völlig nehmen. Das bedeutet: das Herz braucht sein Minutenvolumen kaum zu erhöhen.

Der Professor zitiert in seinem Buch den Wissenschaftler Robinson, der schon vor 200 Jahren das Herzgewicht proportional mit dem Körpergewicht von Mensch und Tier verglich. Danach haben schnelle, wild lebende Tiere entsprechend ihrer „körperlichen Mehrleistung“ größere Herzen als geruhssame Haustiere. Der Mensch hat ein verhältnismäßig kleines Herz. Er steht nach Schwein und Rind an kümmerlicher dritter Stelle. Sogar Hasen haben relativ größere Herzen (s. Graphik).

„Diese Beobachtungen über den Einfluß der Lebensweise auf das Herz sind für die Bewertung des durch den Sport vergrößerten Herzens bisher nur wenig herangezogen worden“, bedauert Reindell. Er plädiert für das Sportherz. „Warum soll das vergrößerte Herz des Sportlers unbedingt ein geschädigtes Herz sein?“ Es behauptet auch niemand, die vermehrte Muskulatur des Schwerathleten sei eine „geschädigte Muskulatur“.

„Rekordleute sind also keine Wundermenschen und sportliche Großleistungen keine medizinischen Wunder“, zieht Herzanalytiker Reindell das Fazit. „Natürlich sind auch dem leistungsstarken Herzen Grenzen gesetzt.“ Reindell fand auch Gefahrmomente: „Dies alles darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Sport mit steigender Belastung das Herz gefährden kann“. Einschränkend: „Unter gewissen Umständen.“

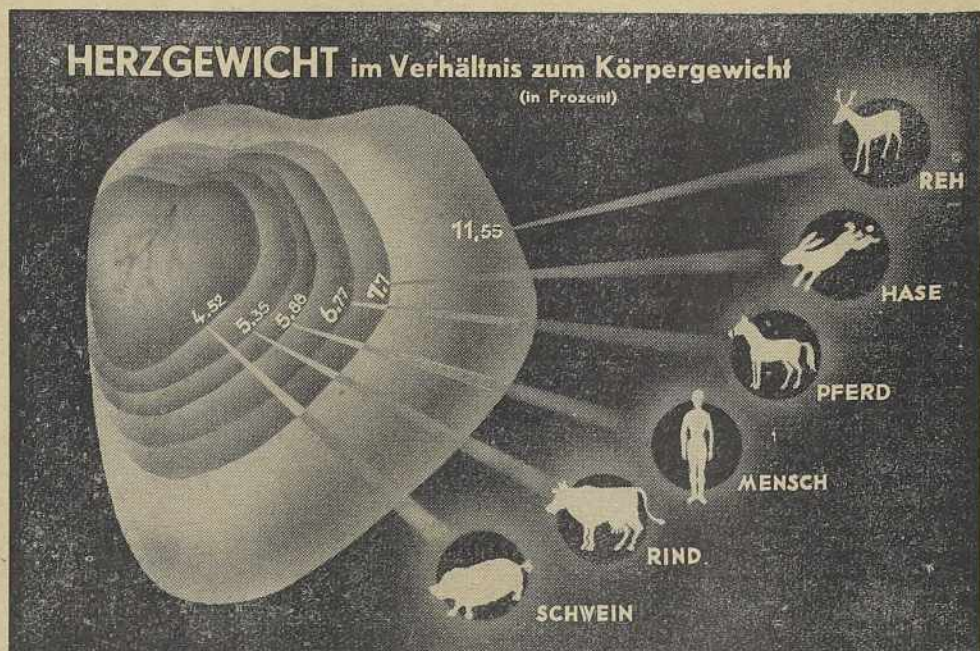
„Gewisse Umstände“ sind nach Reindell gegeben, wenn beispielsweise Jugendliche durch unvernünftige Trainer zu hohen Leistungen angespornt werden, ohne daß berücksichtigt wird, welche Uebergangszeit der Kreislauf benötigt, um sich der Leistung anzupassen.

Die bereits „Trainierten“ warnt der Professor vor Beanspruchung bei Erkältungskrankheiten und Entzündungen. Diese Infekte gehen immer mit einer zeitlichen Herzschädigung und Kraftminderung Hand in Hand. Sie müssen erst beseitigt sein, bevor das Herz beansprucht wird. „Nicht die Anstrengung ist dann schädigend, sondern das Zusammenwirken von körperlicher Belastung und infektiösen Einflüssen.“

So entdeckte Arzt Reindell bei einem Fahrer der Deutschland-Rundfahrt über die Leistungsminderung des Herzens ein Zahngranulom. Diese entzündliche Geschwulst an der Zahnwurzel zwang den Spitzenfahrer schließlich (über das Herz) zum Ausscheiden aus dem Rennen.

Reindell macht einschränkend geltend, daß die Leistungsfähigkeit an sich am Herzen allein nicht erkannt werden kann. „Es kann einer ein Bombenherz haben und doch nichts leisten, wenn zum Beispiel sein Stoffwechsel nicht in Ordnung ist“. Hier und nicht im Nachlassen der Herzkraft glaubt der Sportprofessor die Gründe dafür zu sehen, daß es für gewisse Höchstleistungen Altersgrenzen gibt. „Diese Grenze ist freilich schwimmend.“

Bei den Deutschen Leichtathletikmeisterschaften in Stuttgart untersuchte er auch den Sieger über 10 000 Meter, Eberlein (31:32,4), und über 3000 Meter, Dompert (9:28,6). Er hatte sie schon einmal, zwölf Jahre zuvor, untersucht. Ein Vergleich der medizinischen Bilder ließ kaum Veränderungen erkennen. „Und dies trotz Kriegsschrecken, Gefangenennot, Hungerzeit und ewiger Lebensangst.“ Reindell bezeichnet das als Phänomen



und für wissenschaftlich noch nicht ausgewertet.

Normalerweise ist es so, daß bei allen Sportlern die durch langes Training erreichte günstige Kreislaufregulation verschwindet, sobald sie den Sport aufgeben. Ungewöhnliche körperliche und seelische Strapazen können dann, wie bei allen Normalen, Fehlregulationen im Kreislauf verursachen.

Aber auch Jahre nach Beendigung des Trainings konnte Reindell bei den Rekordleuten keine Schädigung der Herzmuskulatur durch den Sport feststellen. Das Herz bildet sich dann zur Normalgröße zurück, wie der Professor es am Herzen des Altmeisters der Sechstagesfahrer, Walter Rütt, sehen konnte.

Herzbesorgt findet Reindell den Nikotingenuß (verständlich, aber) schädlich. Die Wirkung auf den Kreislauf erklärt er mit dem Einfluß des Nikotins auf das vegetative Nervensystem, dessen Erregbarkeit

verändert und gesteigert werde. „Das mag bei ruhiger beruflicher Betätigung von untergeordneter Bedeutung sein. Es ist aber nicht mehr belanglos, wenn der Organismus durch körperliche und seelische Belastungen besonders beansprucht wird.“

Professor Reindell, zur Zeit Oberarzt im Röntgenkeller der Medizinischen Universitätsklinik Freiburg, glaubt wie viele seiner Kollegen, daß vor allem die heutigen „unsicheren Lebensbedingungen“ ernsthafte Kreislaufstörungen hervorrufen können. Um die Wechselbeziehung von Organ und Psyche (Seele) zu beweisen, versetzte der 42jährige Riese 25 Versuchspersonen in rund 130 Sitzungen in hypnotischen Schlaf und suggerierte ihnen Vorgänge aus ihrer (einstigen) Erlebniswelt ein.

In dieser Hypnose erlebten die Versuchspersonen noch einmal den Beschuß ihres Wohnhauses durch Artillerie, Bombenangriffe, das plötzliche Auftauchen von Panzern, körperliche Mißhandlungen und ähnliche Schocks. Reindells Erfolg als Hypnotiseur war verblüffend. Ohne nachweisbaren Organbefund konnte der Professor erhebliche Funktionsstörungen und Blutdruckerhöhungen feststellen. Sie waren durch eine vorübergehende Versteifung in den Blutleitungen und durch Verhärtung der Gefäße verursacht worden. Nach Abschluß der Versuchsreihe stand für Reindell fest: „Psychische Vorgänge müssen für die Entstehung der heute so häufigen Kreislaufstörungen als besonders bedeutungsvoll angesehen werden.“

Der Professor glaubt, daß psychische Vorgänge auch die Selbststeuerung durch das vegetative Nervensystem in Unordnung bringen. Schon leichte Gefühlschwankungen könnten sich also im Kreislauf auswirken. Heftige Erregung wirke besonders stark auf den Blutdruck. Bei gefäßgesunden Soldaten, die längere Zeit im Trommelfeuer lagen, konnte Reindell beträchtliche Blutdrucksteigerungen beobachten. Deshalb ist er überzeugt: „Der Organismus der heute unter großen seelischen Belastungen lebenden Menschen leidet an Fehlsteuerung.“ Die Folge sei: Kreislaufstörungen und Herzkrankheiten, die zum Tod führen können.

Dem Herztod möchte Reindell durch sportliches Training, durch Leistungskräfteung des Herzens und Kreislaufumstellung begegnen. Den Sportlern sagt er immer wieder: „Schafft euch große Herzen an!“



Untersuchung nach jeder Etappe
Reindell (r.) auf der Deutschland-Rundfahrt



John Hynd



Ernest Davies

... mein sehr ehrenwerter Freund

WIRTSCHAFT

DEMONTAGE

Ist das nicht dumm

In Tag- und Nachtschichten hämmern Dortmunder Arbeiter an der Emscher-Brücke herum. Die Baufirma Heinrich Butzer, Dortmund, hat den Auftrag, die Brücke zu verstärken, damit sie den Transport schwerer Teile einer 10 000-Tonnen-Schmiedepresse aushält, den Abtransport der letzten großen Presse, die Westdeutschland nach fünf Jahren Demontage geblieben ist.

Während amerikanische Aufkauf-Kommissionen im Ruhrgebiet über die langen Lieferfristen bei Walzwerkzeugnissen fluchen, andererseits aber in Hamburg eine ganze Reihe demontierter Walzwerksteile lagert, anstatt zur Ueberwindung dieses Engpasses wieder aufgestellt zu werden, und während ebenso in schweren Schmiedestücken bereits Aufträge abgelehnt oder zurückgestellt werden müssen, wird auf dem Gelände des Dortmund-Hörder Hüttenvereins fieberhaft gearbeitet.

Die große Schmiedepresse dort, die bisher noch eine Monatsproduktion von 4000 Tonnen schwerer Schmiedestücke ermöglichte, wird abgebaut und für den Versand nach England vorbereitet. Teile sind schon unterwegs. Als größter Brocken soll jetzt das Querhaupt auf die Reise gehen.

Als die alliierte Hohe Kommission Anfang Dezember ermächtigt wurde, alle Bestimmungen über Größe, Geschwindigkeit und Zahl der von Deutschland für den Export gebauten Schiffe aufzuheben, kam die schon seit langem schwebende Demontage der Hörder Schmiede wieder mächtig in Fahrt. Neben schweren Kurbelwellenwalzen für Werkzeugmaschinen und Rotor-kurbeln für die Elektroindustrie stellte die Presse besonders Schiffswellen und andere schwere Stücke für den Schiffsbau her. Der Verlust der letzten Anlage würde einen sofortigen großen Engpaß in der westdeutschen Schmiedekapazität, besonders für den Schiffsbau, hervorrufen.

Dabei könnte eine Remontage der wohnhausgroßen Schmiede am alten Platz innerhalb von sechs Monaten erfolgen. Das Aufstellen der Presse in England dagegen wird

nach Schätzungen von Fachleuten mindestens ein bis eineinhalb Jahre dauern, weil dort erst die Fundamente gebaut werden müssen. Eineinhalb Jahre würde damit die Schmiede für Westeuropas (Verteidigungs-) Produktion ausfallen.

Betriebsratsvorsitzender Dietrich Keuning setzte das dem britischen Premierminister Clement Attlee in einem SOS-Telegramm persönlich auseinander. Achttausend Arbeiter warten in Dortmund-Hörde auf eine endgültige Entscheidung. Auch in England übertönen laute Proteste das sture Rollen einer auslaufenden Demontageaktion.

In einer Vorweihnachts-Debatte des britischen Unterhauses fragte der Labourab-

geordnete Jan Mikardo die Regierung, warum die große Presse im Dortmund-Hörder Hüttenverein angesichts des offiziellen Abschlusses des Demontageprogramms immer noch demontiert werde.

Unterstaatssekretär Ernest Davies antwortete für die Regierung: „Am 11. September wurde dem deutschen Bundeskanzler mitgeteilt, daß keine weiteren Demilitarisierungen von Gebäuden und Installationen in der britischen Besatzungszone im Interesse der Sicherheit für notwendig befunden werden. Es sei beabsichtigt, das noch nicht abgeschlossene Programm der Demontage für Reparationen fortzuführen. Die hydraulische Presse in Dortmund-Hörde falle unter diese Maßnahme, und es wurde Dr. Adenauer zu diesem Zeitpunkt klargemacht.“

Jan Mikardo: „Ist sich mein sehr ehrenwerter Freund darüber klar, daß diese Presse, deren es in der Welt nicht viele gibt, viele nützliche und friedliche Verwendungszwecke hat? Ist es nicht angesichts der gegenwärtigen Wirtschaftslage der Welt dumm, diese äußerst wichtige Werkzeugmaschine zu demontieren?“

Ernest Davies: „Dies wurde zu gegebener Zeit sorgfältig in Erwägung gezogen, und die Presse wurde in das Demontageprogramm mit einbezogen. Es wäre unwirtschaftlich gewesen, die Demontage einzustellen, nachdem sie einmal begonnen war.“

Labour-Abgeordneter Thomas Paget: „Können wir sie nicht dort (in Deutschland) lassen? Ist es nicht vollkommen absurd, eine deutsche Mitarbeit zu erwarten, während wir diese Demontagen durchführen?“

Ernest Davies: „Ich glaube, es wäre absurd, Teile der Presse in Deutschland, Teile auf See und Teile hier in England zu lassen.“

Ehemaliger Deutschland-Minister John Hynd: „Wenn mein sehr ehrenwerter Freund sagte, daß die Anlage nach England gebracht worden ist, will er dem Hause gegenüber eine Versicherung abgeben, daß eine Firma hier bereit ist, die Anlage zu nehmen? Ist ihr Bestimmungsort tatsächlich festgelegt?“

Ernest Davies: „Jawohl, es sind tatsächlich Abmachungen für ihre Verwendung hier in England getroffen worden.“

Jan Mikardo: „Ist sich mein sehr ehrenwerter Freund darüber klar, daß es genau derartige Abmachungen sind, die die Deutschen zu dem Glauben bringen, daß dies nicht im Interesse der Sicherheit, sondern nur im Interesse einer Steigerung unserer Konkurrenzfähigkeit gegenüber den Deutschen unternommen worden ist?“

WIEDERGUTMACHUNG

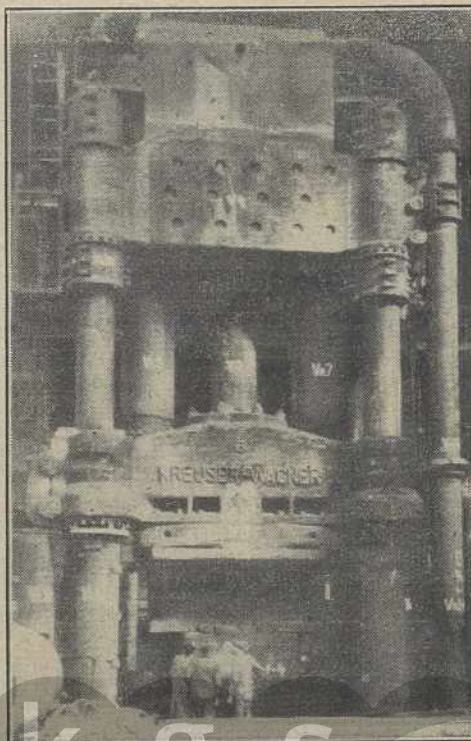
Nach Nürnberger Tradition

Schweren Herzens brachte Rosa Moschkowitz am 30. März 1939 zwei Silberleuchter und fünf kleine Schalen zur Pfandleihanstalt der Stadt Nürnberg. Für die 925 Gramm Silber (Schätzwert RM 75,75) durfte sie an der Kasse genau 1,40 RM in Empfang nehmen.

Rosa Moschkowitz war nicht in Geldverlegenheit. Aber für sie galt das Hitler-sche Reichsbürgergesetz, dessen Durchführungsverordnung bestimmte: „Alle Juden haben die in ihrem Eigentum befindlichen Gegenstände aus Gold, Platin oder Silber sowie Edelsteine und Perlen binnen zwei Wochen an die vom Reich eingerichteten öffentlichen Ankaufsstellen abzuliefern.“

Als Ankaufsstellen waren die kommunalen Pfandleihanstalten bestimmt. Schnellbriefe des Reichswirtschaftsministeriums hatten die Leihhäuser im Januar 1939 mit der Durchführung dieser Aktion beauftragt.

Anfangs lag der Höchstwert der einzuziehenden Gegenstände für die Pfand-



Brücken verstärken
10 000 Tonnen Demontage

ämter noch bei tausend Mark. Pfänder mit höherem Schätzwert wanderten sofort nach einer Zentralstelle in Berlin oder wurden, bei künstlerischem Wert, von der Reichskammer der bildenden Künste kassiert.

Mit dem wachsenden Rüstungsbedarf drehte das Berliner Finanzministerium den Hahn dieser Geldquelle immer weiter auf und senkte die Ablieferungsgrenze ruckweise über 300 auf 150 RM. Zehn Prozent der Summen gingen als Provision an die Pfandleiher.

Zehn Jahre später brachte Rosa Moschkowitz' Silber, das längst in die Münzscheideanstalt Nürnberg gewandert war, die Wiedergutmachungskammer eines bayrischen Landgerichtes in Funktion. Das deutsche Gericht bestritt die Regreßpflicht der Stadt Nürnberg, weil die Pfandleihanstalten niemals Eigentumsrechte erhalten, sondern nur im Auftrage des Reiches gehandelt hätten.

Anwalt Dr. Rudolf Stauder trieb den Fall für Rosa Moschkowitz weiter durch die Instanzen. Am 28. August 1950 lag das Urteil des amerikanischen Restitutionsgerichts in Deutschland vor, für das es



Verlust des halben Kapitals
Bürgermeister Hirn

keine Berufung gibt. „Nürnberg muß zahlen“, lautete die Entscheidung.

Auf 13 Schreibmaschinen-Seiten erschüttert der amerikanische Court of Restitution Appeals unter Zitaten internationaler Strafrechtler die deutsche These der Handlangerdienste. „Ein Beamter oder ein Angestellter kann sich nicht auf einen höheren Befehl berufen, wenn er die Gesetzwidrigkeit einer Handlung erkannt hat“, hieß es. Das war, auf zivilen Sektor übertragen, beste Nürnberger Tradition.

Das amerikanische Gericht der hohen Kommission führte in seiner Begründung das „Restatement of the Law“ der USA an: „Ein Angehöriger der Wehrmacht der Vereinigten Staaten ist berechtigt, Schaden zuzufügen oder auf andere Art und Weise die persönlichen Rechte eines anderen zu übertreten, soweit dieser Uebergriff vernünftigerweise als notwendig für die Ausführung des Befehls eines Vorgesetzten angesehen werden kann, wenn der Befehl

a) gesetzmäßig oder

b) von Befehlsausführenden für gesetzlich gehalten wird und nicht so offensichtlich ungesetzlich ist, daß ein vernünftiger Mensch seine Ungesetzlichkeit erkennen muß.“

Die Amerikaner folgern daraus, es sei klar, daß die deutschen städtischen Pfandleihanstalten — selbst wenn man sie als unter Befehl des Reichs stehende Soldaten betrachten könnte — auf jeden Fall haftbar sind, weil sie den offenkundig gesetzwidrigen Charakter der Handlungen klar erkennen konnten.

Deutsche Juristen vertreten dagegen die Auffassung, daß die Pfandleihanstalten nur als Besitzdiener (Paragraph 855 BGB) fungiert haben und daher nicht ersatzpflichtig sind. So wurde von der Wiedergutmachungskammer beim Landgericht Karlsruhe die gleiche Klage eines inzwischen nach Israel ausgewanderten Geschädigten mit der Begründung abgelehnt:

„Es handelt sich hier um eine wesensfremde Arbeit, die den Anstalten durch einen staatlichen Hoheitsakt der nationalsozialistischen Regierung übertragen worden ist und der sie sich nicht entziehen konnten.“ — Nach deutschem Recht bestehe damit nur ein Ersatzanspruch gegen das frühere deutsche Reich, nicht aber gegen die kommunalen Anstalten.

Aber das amerikanische Restitutionsgericht erkannte die deutsche Argumentation nicht an. Es entschied zugunsten der Rosa Moschkowitz auf Schadenersatz einschließlich Zinsen.

Die Entscheidung wirbelte die Pfandleihanstalten der westdeutschen Bundesrepublik durcheinander. Sie sehen nach diesem Präzedenzfall bereits die große Pleite über sich kommen.

Gefäßt nahm die Hauptversammlung der Stuttgarter Pfandleih AG (Deutschlands einzige Leih-Aktiengesellschaft) die Mitteilung Direktor Alois Müllers entgegen, daß mit dem Verlust des halben Aktienkapitals (100 000 DM) zu rechnen sei, wenn das Nürnberger Urteil Schule mache.

„Man weiß allerdings noch nicht, wer hier Koch und wer Kellner ist“, beschwichtigte Pfänder-Müller. „Die Verhältnisse sind in allen Städten verschieden. Auf alle Fälle muß dann in jeder einzelnen Sache entschieden werden.“

Stuttgarts Bürgermeister Hirn, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Pfandleih-AG, gibt dem Court of Restitution politisch recht. „Wenn die Juden Ansprüche haben, lassen sich diese nicht abweisen.“ Er wendet sich nur dagegen, daß die Städte darunter leiden sollen.

Um die Regreßansprüche von sich abzulenken, appellierte bereits der Deutsche Städtetag bei der Bundesregierung und beschwor den Finanzminister zu einem Gang nach dem Petersberg, um nicht die westdeutschen Pfandleihanstalten dem Bankrott auszuliefern.

Die amerikanische Entscheidung klärte vorläufig nur die Frage der Regreßpflicht. Wieviel bezahlt werden muß, hat eine deutsche Kammer zu entscheiden. Wenn 1:10 abgewertet wird, kann Rosa Moschkowitz nur noch mit 7,57 DM rechnen.

OESTERREICH

Gewinn fließt nach Moskau

Als Nationalrat Dr. Alfred Migsch im Wiener Parlament den Vorwurf erhob: „Die Russen haben seit 1945 österreichische Vermögenswerte im Gesamtbetrag von 1094 Millionen Dollar fortgeschleppt“, hatte Genosse General Tichomrow, Chef der USIA-Betriebe, dafür nur ein Lächeln.

„Wird schwer zu beweisen sein“, war alles, was der Gewaltige des russisch be-



Manchen Tag hat man alle guten Geister gegen sich: Keine Konzentration, keine guten Gedanken, keine „Stimmung“, keine Arbeitslust. Der Kopf brummt, man ist verdrießlich und fühlt sich „wie ausgenommen“. Wenn alle Geistesarbeiter wüßten, wie leicht man sich da helfen kann! Ein, zwei „Spalt-Tabletten“ können in solchen Fällen wahre Wunder wirken: Wie ein Nebel sich hebt, schwinden Kopfdruck und Zerstreuung, der Geist wird wach, die Arbeit macht Freude und kommt voran. „Spalt-Tabletten“ leisten wegen ihrer raschen Wirkung geistig schaffenden Menschen besonders gute Dienste — erst recht, wenn's mal ganz schlimm kommt mit spastisch bedingtem Kopfschmerz. Überzeugen Sie sich selbst und besorgen Sie sich aus der nächsten Apotheke für 65 Pf. ein Röhrchen „Spalt-Tabletten“.



Fremdwörter nicht mehr Glückssache!

Jeder Spiegel-Leser braucht das neue

Fremdwörterlexikon

herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. von Kienle
30 000 Fremdwörter verdeutscht, mit Angabe der Aussprache und Betonung, aus allen Wissensgebieten

500 Seiten, Ganzleinen DM 10.—

Knaurs Welt-Atlas

mit sprechenden Karten

Über 200 mehr- und einfarbige Karten, Schaubilder, Spezialkarten und Tabellen. Vollständiges Namens- und Ortsverzeichnis

590 Seiten, Ganzleinen DM 6.80

Beide Bücher frei Haus

(spesenfreie Nachnahme) DM 16.80
(Bei Einzelbezug 50 Dpfg. Nachnahmezuschlag)

„Mercator“ Buchversand

(16) Marburg/Lahn 2 S, Postfach 44



Ist nicht immer in Ordnung. Unsere sitzende Lebensweise ist meist schuld daran. Bei tragem Stuhlgang entstehen durch Faulnisstoffe Gifte im Darm, die sich durch die Blutbahn auf den ganzen Körper verteilen. Die Folgen sind: nervöse Störung, Kopfweh, gelblichfahles Aussehen, Hautunreinlichkeiten, Müdigkeit, unruhiger Schlaf, Leber- und Gallenstörungen, Fettleibigkeit usw. Es gibt viele Abführmittel, die einseitig nur auf den Dickdarm wirken. „Dragees Neunzehn“ jedoch, die von Prof. Dr. med. H. Much entwickelt und klinisch geprüft wurden, haben den großen Vorteil, auch auf die Leber und Galle zu wirken, außerdem auf den Dünndarm und Dickdarm. „Dragees Neunzehn“ (ein reines Naturprodukt) können täglich, auch längere Zeit, genommen werden. Besonders auch bei Fettleibigkeit. Völlig reizlos reinigen sie den Darm, regen Leber und Galle an und verjüngen den ganzen Organismus. 40 Stück DM 1.45 (Klinikpackung DM 4.10). Sie bekommen „Dragees Neunzehn“ in Ihrer Apotheke.



schlagnahmten Industrie - Kombinat in Oesterreich zu diesem neuen Vorstoß gegen ihn zu sagen hatte. Der Geschäftsbetrieb der USIA (früher USIWA) läuft trotz aller Einsprüche mit Hochdruck weiter.

Laut Potsdamer Abkommen (Abschnitt IV Artikel 1) sollten zur Befriedigung der russischen Reparationsansprüche aus Oesterreich geeignete deutsche Guthaben herangezogen werden. Bei der Verteilung des großdeutschen Erbes verfuhr man nicht kleinlich: Mehr als 250 Schlüsselbetriebe der österreichischen Industrie wurden in dem gewaltigen sowjetischen Kombinat USIA zusammengefaßt, besonders die Zistersdorfer Erdölfelder, Glashütten sowie Fabriken für Baustoffe und Elektroteile.

USIA — eines der größten Kombinate Europas — genießt in Oesterreich exterritoriale Rechte:

- ① Es unterliegt nicht den Landesgesetzen und kann sich jeder staatlichen Kontrolle entziehen.
- ② Abgaben in Form von Steuern oder Zöllen brauchen nicht geleistet zu werden.
- ③ Der gesamte Gütertransport geschieht zu Lasten Oesterreichs auf Reparationskonto.

Der Umsatz dieser Betriebe ist in keiner Handelsbilanz erfaßt. Dabei werden unter

Hauptabnehmer dieser in Dollar bezahlten Schrottwaggons, die als russische Militärtransporte an die Grenzstationen gehen, waren die früheren Skoda-Werke in der Tschechoslowakei mit 200 000 Tonnen und die Rakoscy-Werke in Ungarn mit 30 000 Tonnen.

Der Züricher Zwischenhandelsfirma Frigalment lieferte Mitterbacher 85 000 Tonnen Schrott, die so ihren Weg in anglo-amerikanische Hochöfen nahmen. Mitterbacher und sein Kompagnon Wagner ließen sich diese Tarnungsarbeit gut bezahlen. Immerhin erbrachte eine Tonne Schrott 25 US-Dollar.

Ueber den gelungenen Coup freute sich Mitterbacher so sehr, daß er in eine Wiener Cabaret-Bühne ging und das gesamte Ensemble samt Direktor für eine halbe Nacht mit runden 20 000 Schilling engagierte. In Taxis ließ er sie um 12 Uhr nachts nach Linz transportieren, wo sie zwischen 3 und 6 Uhr in der Früh für die Erheiterung einer alkoholisierten 30-Personen-Gesellschaft zu sorgen hatten.

Tichomirows oberstes Bemühen ist es, die knappen Dollarbestände aufzufrischen. Denn nur für Blei, Kupfer, Zinn und Gummi genehmigt Moskau seinen Aufkäufern heute noch Dollar.

Rüstungswichtiges Blei besorgt die USIA über ihren Spezialisten Birnbaumer. Der kauft in Kärnten für eine fingierte Schweizer Firma waggonweise Blei auf. Birnbaumer ist das Haupt jener ständig wechselnden Schar von Agenten, die zwar aus den Oststaaten vor den Kommunisten geflohen sind, aber in Wien für die Russen aufkaufen.

Das Geschäft mit dem Blei aus Kärnten geht solange gut, bis die Engländer in ihrer Kärnter Besatzungszone darauf kommen, daß die aufgekauften Mengen gar nicht in die Schweiz gehen, sondern am Gütergleis des Wiener Südbahnhofes abgekoppelt und plötzlich zum Ostbahnhof verschoben werden. Dabei haben auch bezahlte Eisenbahner ihre Hände im Spiel.

Auch am österreichischen Markt selbst ist die USIA stark beteiligt. In der Flachglas-Fabrikation besitzt das Kombinat sogar ein Monopol: Für das Flachglas der einzigen österreichischen Hütte in Brunn am Gebirge werden Erlöse erzielt, die 50 Prozent über Weltmarktpreis liegen.

Am einträglichsten wird die Monopolstellung in der Erdölindustrie ausgenutzt. Die Zistersdorfer Oelwerke wurden nach dem Kriege von den Sowjets beschlagnahmt, weil die Anlagen und Einrichtungen größtenteils deutschen Ursprungs sind.

Pro Jahr liefert USIA 250 000 bis 300 000 Tonnen Oel in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands. Hier wird das Erdöl im Interzonenvertrag mit Westdeutschland kompensiert. Oesterreich hat jetzt, weil die russischen Zuteilungen nur den halben Bedarf des Landes decken, durch teure Importe mit Dollarzahlung aus Westdeutschland sein eigenes Zistersdorfer Erdöl wiederkaufen müssen.

Trotz des guten Geschäfts sind die Gehälter der russischen USIA-Direktoren erheblich gekürzt worden. Noch im vorigen Jahr verdienten sie 10 000 bis 20 000 Schillinge (3000 bis 6000 DM) im Monat. Heute müssen sie bei niedrigem Gehalt nach kapitalistischem Prinzip auf Gewinnbeteiligung spekulieren.

Deshalb warfen die Direktoren Tichomirow und Ossipow während der zuckerknappen Wochen der Koreakrise tausende Tonnen Zucker auf Militärlastwagen nach Oesterreich. Durch den inzwischen verhafteten Benjamin Schreiber wurde die Ware auf dem grauen Markt vertrieben. Zu einem Preis, der meist zwei Schillinge über dem Ladenpreis lag.

Der österreichische Handel wird schärfstens behindert durch die gut arbeitende Kleinhandelsorganisation der USIA. Allein in Wien sind 20 USIA-Verkaufsläden nach dem Muster ostzonaler HO entstanden.

Durch die völlige Steuerfreiheit sind deren Preise so gehalten, daß viele Waren billiger sind als im legalen Handel. So kostet eine Literflasche Rum 15,40 Schilling, während der Kleinhandel wegen der Monopolsteuer 28 Schilling fordern muß. Mangelartikel allerdings sind bei USIA ständig ein Drittel teurer als beim österreichischen Händler. Der Gewinn fließt nach Moskau.

Am 5. Dezember 1950 protestierte das Präsidium der österreichischen Volkspartei erneut gegen den ständigen Ausbau von Kleinverkaufsstellen der USIA-Betriebe. „Allein durch Umgehung der Vorschriften des Branntweinmonopols ist seit 1949 ein Schaden von 65 Millionen Schilling (über 20 Millionen DM) entstanden“, haben die Volksparteiler errechnet.

„Darüber hinaus schulden 70 USIA-Betriebe der Sozialversicherung über 10 Mil-



Vorstoß gegen die Russen
Nationalrat Migsch

lionen Schilling an Mitgliedsbeiträgen, die den Arbeitern zwar abgezogen, dann aber nicht abgeführt wurden“, stellt das Präsidium in seiner Entschließung fest.

Ganz allgemein wirft die Volkspartei und die österreichische Regierung den sowjetischen Mammut-Unternehmern vor, „daß sie durch Zoll- und Steuerhinterziehungen größten Umfanges der österreichischen Wirtschaft schwere Schäden zufügen“.

Auch die Amerikaner und Engländer, die nach der überraschenden sowjetischen Einladung jetzt zum 258. Male über den österreichischen Staatsvertrag und damit auch über das ehemalige deutsche Vermögen verhandeln, betrachten die Geschäfte des Genossen Tichomirow mit großer Sorge.

Sie haben sich längst ausgerechnet, daß der Gesamtwert der anglo-amerikanischen Hilfslieferungen und Kredite der österreichischen Wirtschaft durch die USIA-Geschäfte praktisch wieder verlorengeht. Den 986 Millionen Dollar, die seit Kriegsende an Unterstützungsgeldern und ERP-Lieferungen nach Oesterreich flossen, stehen Dr. Migschs 1094 Millionen Dollar „herausgeschleppte Werte“ gegenüber.

SOWJET-ANTEILE an der Produktion Oesterreichs

	in Prozent
Kunstseide	100
Turbinen	100
Eisenbahnschienen	100
Akkumulatoren	77
Erdöl	70
Kabelindustrie	70
Schweißgeräte	50
Lacke und Farben	50
Pharmazeutika	50
Reinigungsmittel	50

dem Deckmantel russischer Militärtransportpapiere größte Transaktionen sicher durchgeführt. Von Milliarden schwarz eingeführten amerikanischen Zigaretten bis zum Penicillin werden Güter aller Art im- und exportiert. Auch der Kleinhandel in Oesterreich (HO - ähnlichen) sowjetischen USIA-Läden floriert.

Als Genosse Tichomirow 1947 die Generaldirektion übernahm, bemühte er sich vor allem, eine der lukrativsten Aktionen des Unternehmens zu intensivieren: Das Schrottgeschäft.

Es geht nach Osten und Westen gleichermaßen. Oesterreichs Deckmänner, an der Spitze der „Schrottkaiser von Wien“, Pritzker, gründeten zu diesem Zweck die Wiener Eisen- und Metallverwertungs-AG.

Genosse Ingenieur Olech aus dem USIA-Hauptquartier am Trattnerhof, der gleichzeitig Chef der Abteilung „Reparationen und Lieferungen“ im Kommando der sowjetischen Besatzungsmacht ist, ließ mit Befehlsgewalt über die militärischen Einheiten der Roten Armee sämtliche Schrottbestände im sowjetisch besetzten Oesterreich feststellen.

Pritzkers Gesellschaft übernahm die Zerkleinerung und den Versand. Für den Export nach Westen erhielt die erst nach dem Kriege gegründete Firma Mitterbacher und Wagner, Schwindgasse 5, in Wiens russisch besetztem IV. Bezirk, eine Monopolstellung.

„Die aus dem Westen eintreffenden Rohstoffe, Maschinen oder Lebensmittel gehen zwar nicht in dem gleichen Waggon nach Osten weiter“, wird im Wiener Parlament argumentiert, „aber solange unkontrollierte Manipulationen der USIA die österreichische Volkswirtschaft stören, wird immer ein Teil der vom Westen aufgewendeten Investitionen — wenn auch auf einem anderen Gleis — wieder aus Oesterreich herausfahren.“

ENGLAND

Esst mehr Früchte

Zu Neujahr tritt Großbritannien gegen Argentinien Präsidenten Peron in den Hungerstreik. Englands Regierung will die hohen Fleischpreise, die er verlangt, nicht zahlen. Die Fleischration sinkt deshalb um ein volles Drittel.

Sie wird im neuen Jahr nur noch einen Schilling (59 Pfennig) wöchentlich betragen, davon für 2 Pence Corned beef und für 10 Pence Frischfleisch. Das ist weniger als jemals seit März 1940, dem Beginn der Fleischrationierung.

Für 10 Pence bekommt die Hausfrau

150 Gramm Steak oder

300 Gramm zweitklassiges Rindfleisch oder

190 Gramm Lammkeule.

„Es wird schwer sein, so kleine Portionen überhaupt zu schneiden“, beklagte sich das Präsidium des Fleischerverbandes offiziell.

England zahlte bis zum Sommer pro Tonne argentinischen Fleisches 97 Pfund und bezog etwa ein Drittel seines ganzen Fleischkonsums von Perons Schlachthöfen. Im Sommer wurde über einen neuen Preis verhandelt. England bot 90 Pfund, Argentinien verlangte 140. Nach monatelangen Debatten sind die Verhandlungen endgültig zusammengebrochen.

Schon seit Juli hat Peron kein Fleisch mehr geschickt. Er übt Druck auf das benachbarte Uruguay aus, England gleichfalls zu boykottieren.

In das Handelsabkommen spielte einiges hinein, was mit Fleisch wenig zu tun hat: Auf beiden Seiten ist der Fleisch-



„Evening News“
Ist das nicht nett?
Fleischpaket aus Deutschland

DIE WELTWOCHEN

die unabhängige schweizerische Umschau, das Blatt von Weltverbreitung und Weltruf

sichtet für Sie das Wesentliche aus der Masse der Tagesereignisse, charakterisiert die führenden Persönlichkeiten und deutet den Sinn des Weltgeschehens.

Was die Welt bewegt bringt die WELTWOCHEN jede Woche aktuell, lebendig und zuverlässig. Sie hat ihr eigenes Gesicht, ihre eigenen Informationen, ihre eigene Linie!

Aus dem Inhalt:

Politik, Wirtschaft, Kunst, Literatur, Reportagen und Bilder aus allen Erdteilen, Essays über Psychologie und Lebensprobleme, spez. Seiten und Rubriken, wie: Die Werkstatt des Wissens / Die Frau von heute / Schallplattenratgeber / Filmumschau / Horoskop / Rätsel und DIE WELTWOCHEN GIBT AUSKUNFT.

Sichern Sie sich rechtzeitig Ihr Exemplar!
Preis der Einzelnummer: 60 Pfennig.

Abonnementsbestellungen nehmen entgegen: Buchhandlungen, Zeitungs- und Vertriebsstellen, Generalvertreter „Ausland-Zeitungs- und Buchhandel W. E. Saabach“, Frankenstraße 14, Köln-Junkersdorf.

handel zentralisiert — Sammelverkäufe in Buenos Aires, Sammelkäufe in London. Verhandlungen werden also direkt zwischen den Regierungen geführt, die auch an anderes zu denken haben.

London hoffte zum Beispiel, Peron durch das erste niedrige Angebot in Verlegenheit zu setzen und ihn zu nötigen, in einem anderen Streitpunkt — die Ueberweisung von Peso-Schulden nach London — nachzugeben. Es ärgert die Briten auch, daß ein hoher Prozentsatz des Fleischpreises direkt an Peron zur Polsterung seines autoritären Regimes fällt.

Gerade zwecks Polsterung aber blieb Peron bei seinen Forderungen. Die Engländer betrachten sie als Erpressung und wollen lieber den Gürtel enger schnallen als nachgeben. Auch die konservative Opposition macht mit. „Die Öffentlichkeit will lieber ohne Fleisch sein, als sich von Argentinien die Haut abziehen lassen“, schrieb ihr Blatt, der „Daily Telegraph“.

Zum Ausgleich der Fleischkürzung wird vielleicht die Spekulation im Januar erhöht. Die Fischer sollen wieder mit Vlldampf arbeiten, und die Regierung hat versprochen, darauf zu achten, daß sie die Lage nicht ungebührlich ausnutzen.

Die Herabsetzung der Ration trifft auch im sozialistischen England die Armen härter als die Reichen. Wer genügend Geld hat, kann sich Geflügel und kalten Aufschnitt leisten oder im Restaurant essen. All das ist unrationiert, aber teuer. Auf die Dauer läßt sich deshalb so eine niedrige Ration kaum aufrechterhalten. Sie ist zu knapp. Darauf spekuliert Peron.

Auf die Dauer kann aber Peron auf den englischen Markt nicht verzichten. Seine Gefrierhäuser sind schon reichlich voll. Darauf spekuliert Maurice Webb, Englands Ernährungsminister.

Die Londoner Zeitung „Evening News“ weist in dieser Situation auf das fleischstrotzende Westdeutschland. Sie veröffentlicht eine Karikatur, auf der ein Engländer ein Paket auspackt und seiner Frau erklärt: „Ist das nicht nett, dieser Deutsche, den ich im Kriege von El Alamein bis Berlin gejagt habe, schickt mir jetzt ein Freßpaket.“

Westdeutschland kann seinen Fleischbedarf zu 90 Prozent aus eigener Erzeugung decken und knausert auch nicht mit Devisen für zusätzliche Importe. Großbritannien dagegen ist zu fast 60 Prozent auf die Fleischeinfuhr angewiesen und verneigt sich gerade jetzt nach dem Verzicht auf weitere ERP-Hilfe austeritiv jede nicht unbedingt notwendige Einfuhr.



Vicky, News Chronicle
Esst mehr Früchte
Staatswappen vorgeschlagen

Agreement der Importeure

Vier Tage vor Weihnachten mußte sich Konrad Adenauers Bundeskabinett im Palais Schaumburg über die Notwendigkeit einer Reglementierung des westdeutschen Außenhandels unterhalten. Die Diskussion trieb bis an den Gedanken einer zeit- und teilweisen Aussetzung der Liberalisierung heran.

Hauptsorge der Bundesregierung für die Zukunft ist die Sicherstellung der einfuhrabhängigen Grundnahrungsmittel: Brot, Fett und Zucker.

„Der deutsche Export ist im Oktober auf 900 Millionen DM angestiegen. Unterstellt man, daß, von natürlichen Schwankungen abgesehen, der Export sich auf dieser Höhe halten wird, dann sollte es bei vernünftiger Planung doch wohl möglich sein, für eine Einfuhr von zunächst 300 000 Tonnen Zucker die freien Dollar im Gegenwert von ca. 150 Millionen Mark zur Verfügung zu stellen.“ So hatte Peter Rehme, Vorsitzender des Verbandes des deutschen Zuckerhandels, schon Tage vorher die Diskussion um eine zweckliche Reglementierung der westdeutschen Grundnahrungsmittel-Importe angekurbelt.

Die gesamte erforderliche Zuckereinfuhr des Jahres 1950/51 von 600 000 Tonnen kostet rund 300 Millionen D-Mark, entspricht also etwa 3 Prozent des deutschen Exporterlöses. Jetzt, in der günstigen Zuckereinfuhrzeit zeigte es sich, daß Devisen für rechtzeitige Geschäftsabschlüsse kaum verfügbar sind.

600 000 Tonnen Zucker sind auch im vergangenen Jahr eingeführt worden; aber sie haben dank der schwerfälligen bundesdeutschen Finanz- und Wirtschaftspolitik erheblich mehr gekostet. Und sie haben zur Zeit des größten Bedarfs gefehlt.

Dazu erhöhten sich die Importpreise enorm durch das System der freien Ausschreibung von Einfuhrposten: Das zwang die deutschen Importeure, sich stets in Konkurrenzscharen gerade auf die sommerlich knappen Angebote zu stürzen und trieb die Preise hoch. All dem wollen die Zuckerleute wenigstens für das kommende Jahr zu Leibe rücken.

Daß die 47 Millionen Bundesbürger rund 600 000 Tonnen Zucker mehr essen wollen, als im vergangenen Jahr aus den eigenen Rüben herausraffiniert werden konnte, war in Bonn schon 1949/50 Gewißheit. Daß die Amerikaner ein System darin fanden, Deutschland die ECA-Mittel zum Ankauf billigen Kuba-Zuckers nur mit äußerster Zurückhaltung freizugeben, war wenige Monate später auch kein Geheimnis mehr.

Und trotzdem blieben die Bonner Einfuhrrechner über ihren Statistiken hocken. Die sprachen von 6,5 Millionen Tonnen Weiterzeugung für den Export, bei 4,5 Millionen Tonnen Welt-Importbedarf. Das ließ auf immer weiter sinkende Preise schließen. Wie unglücklich — und zu allen Preisnachlässen bereit — aber schon im März beispielsweise die Belgier auf ihren übergroßen Zuckerbergen saßen, blieb auch für eine erste Bevorratung unbeachtet.

Belgiens Société pour l'Export du Sucre gab es schriftlich nach Bonn, daß sie zu Angeboten bereit war, die sogar von Kuba hätten nicht günstiger kommen können: Für den Anfang zehntausend Tonnen Weißzucker zu 135 Dollar je Tonne und zehntausend Tonnen Rohzucker zu 115 Dollar.

Auf das Gebot hätte Dr. Karl Müller — Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Ernährung und Chef der Wirtschaftsvereinigung Zucker — die Regierung auch gar zu gern zuschlagen lassen. Er leitete das Angebot sofort weiter. Und er sah die Zukunft noch rosiger, als Monsieur Francois von der Société ihn Mitte März im Bonner Bundeshaus aufsuchte, um auf der

gleichen Basis weitere 60 000 Tonnen Zucker anzubieten.

Zu der Zeit aber schmiedete Finanzminister Fritz Schäffer schon am ersten Glied der Misereenkette westdeutscher Zuckerversorgung: Er wollte die staatliche Preishilfe (Subventionen) für die Grundnahrungsmittel nicht mehr zahlen. Unter solchen Aspekten fehlte den Importeuren jede Basis für ihre Geschäfte.

Der belgische Zucker blieb wie manche anderen angebotenen Posten jenseits der deutschen Grenze. Er blieb dort auch noch, als in Korea die Kanonen losgegangen waren und die Belgier angesichts der erwarteten Hausse einen Teil ihres alten Angebotes nur noch kurzfristig erneuert hatten.

Noch brannte den Bonner Regierern die Zuckerknappheit nicht direkt auf den Nägeln. Das begann erst, als im August-September hausfrauliche und industrielle Obsteinmach-Gelüste mit knappster Bevorratung zusammentrafen. Da lebte in den zuständigen Bundesministerien die Kauf-



Grob daneben gegriffen
Staatssekretär Sonnemann

bereitschaft dann endlich auf. Immerhin hatte sich inzwischen der Subventionsstreit zum Guten entschieden.

Aber wenn das Beispiel der Firma REWE, Köln, symptomatisch ist, dann gab es auch zu der Zeit noch keinen Drang zu entschlossenen und schnellen Maßnahmen. Die Firma Rewe bekam die Devisengestellung von 1,8 Millionen Dollar für die Einfuhr von zehntausend Tonnen Zucker aus USA; sie durfte das Akkreditiv (Zahlungszusage) länger als einen Monat behalten, bis sie endlich eingestehen mußte, einer Luftofferte aufgefressen zu sein.

Nach diesem Reifall bemühten die Bonner am 23. August den Importeur Schmitz der belgischen Firma Hookway & van Sitteren, Antwerpen. Der sollte wenigstens zehntausend Tonnen für 180 Dollar je Tonne liefern. Er konnte und wollte, wenn die Akkreditivöffnung bis zum 25. nachmittags 16 Uhr erfolgte. So eilig aber hatten es die Bonner Devisenschöpfer nicht. Das Geschäft platzte.

Am 6. September durfte Herr Schmitz dafür tausend Tonnen à 186 Dollar anfahren. Als es ihm gelang, weitere zehntausend Tonnen zum gleichen Preis anzubieten, konnte das Ernährungsministerium

wieder nicht schnell genug mit. Dafür aber kam ein anderer Import in aller Ruhe zustande: Frankreich lieferte im September 19 645 Tonnen à 200 Dollar.

SPD-Agrarexperte Kriedemann machte dem Ernährungsministerium mit einer scharfen Anfrage zur Zuckerversorgung Kummer. Minister Niklas war pffiffig genug, die Interpellation erst vier Wochen später zu beantworten, als im Oktober der Mangel durch die neue Zuckerernte weitgehend behoben war.

Aber er war auch ehrlich und gestand ein, daß in den entscheidenden Monaten August und September insgesamt 45 500 Tonnen Zucker weniger als vorgesehen auf den deutschen Markt gekommen sind.

Das genügte zur Erzeugung der Mangelpsychose, und es genügte, die sehr hohe letzte Quartalszuteilung von 440 000 Tonnen für Oktober, November und Dezember im Nu in Lagern und Speisekammern versickern zu lassen.

Es genügte bisher aber nicht, in den Bonner Regierungsstellen die Bereitschaft zur Einrichtung eines zügigeren Importsystems auszulösen.

Bonn weiß — wie im Jahr vorher — schon jetzt, daß trotz der gegenüber dem Vorjahr um 50 Prozent größeren deutschen Zuckerernte wieder ein Import von 600 000 Tonnen nötig sein wird. Ein belgisches Angebot auf zunächst 20 000 Tonnen Zucker liegt bereits vor.

Direktor Metelmann von der Hamburger Importfirma Gericke und Baar läuft sich krumme Hacken, um den Zuschlag zu bekommen.

In Bonn aber ist man auf Abwege geraten und hat dreierlei im Auge: Erstens Bedarfseinschränkung, zweitens das alte System der freien Ausschreibung von Zuckerimporten zumindest im Verkehr mit solchen Ländern, mit denen Handelsverträge bestehen, drittens einen Handelsvertrag mit Kuba zur Sicherung von billiger und regelmäßiger Einfuhr abzuschließen.

Die Mannschaft der privatwirtschaftlichen Fachleute läuft dagegen Sturm. Denn sie sagen:

- Jede Art von Bedarfsbeschränkung müßte gerade Kaufpsychosen und dadurch am Ende die Rationierung auslösen, auch wenn sie zunächst nur mit propagandistischen Mitteln erstrebt werden sollte, wie das Niklas' Staatssekretär Dr. Sonnemann mit einem Aufsatz in der „Welt“ versuchte, dessen grob danebengegriffene Ziffern er sich inzwischen von der Wirtschaftsvereinigung Zucker berichtigen lassen mußte.

- Das System der freien Ausschreibung treibt in jeder Mangelzeit die Preise dadurch in die Höhe, daß die deutschen Konkurrenten sich auf dem Auslandsmarkt gegenseitig überbieten.

Dr. Karl Müller von der Wirtschaftsvereinigung Zucker hat längst seinen Vorschlag gemacht: Statt Einzelausschreibung laufend Entgegennahme von Offerten, auf die die Regierung bei Bedarf zuschlagen kann.

Daneben müßte sich den Bonnern ein System aufdrängen, das in fast allen anderen Ländern klappt: Eine maßvolle staatliche Reglementierung der Zuckereinfuhr durch den Abschluß von Termingeschäften im Herbst.

Da der Bedarf bekannt ist, können dabei Ueberrahmepannen kaum passieren, und Bundesdeutschland hätte seinen Zucker sicher. Wenn Dr. Rogge von der Wirtschaftsvereinigung Zucker recht hat, würde das nicht einmal böses Blut bei den deutschen Importeuren machen.

Dr. Rogge: „Es ist fast gleichgültig, wer im einzelnen Fall den Zuschlag bekommt. Wenn er erteilt ist, wird bei uns immer ein Agreement der Importeure daraus werden.“

PERSONALIEN

Garry Davis, ehemaliger Weltbürger und jetzt Anwärter auf die amerikanische Staatsbürgerschaft, tritt in einer Broadway-Revue auf. Er spielt einige Nebenrollen, darunter die eines Reisenden in Zauber-Drogen.

Gisela Peuchert, 18, war eine von neunzehn Personen, die im September 1950 bei einer Rundfrage der „Revue“ „Verraten und verkauft“ Bild und Antwort stehen mußten. „Ich erwarte nichts mehr“, sagte damals das ostpreußische Flüchtlingsmädchen, das mit monatlich 72 DM netto in Garmisch Mode-Lehrling ist. „Warum nochmal fliehen? Wohin?“ Gesicht und Antwort rührten neben acht deutschen und österreichischen Briefwechsel-Liebhauern auch zwei südliche Herzen in Argentinien. Ein „ungenannt bleiben wollender“ Senor teilte Gisela mit, daß er ihr bis zum Ende der Lehrzeit monatlich mit 50 DM aushelfen wolle. Der erste der insgesamt 36 Geldscheine — die Lehrzeit dauert noch drei Jahre — ist schon in Garmisch. Gisela: „Da kann ich endlich die 30 DM Schulden beim Lebensmittelhändler bezahlen.“



General Monclar, bürgerlicher Name: Raoul-Charles Magrin-Vernery, rückte mit dem von ihm befehligten französischen UNO-Bataillon bisher noch nicht ins koreanische Feuer. Die Truppen, die am 29. November von drei koreanischen Militärkapellen mit der Marseillaise empfangen wurden, werden weiter in Südkorea ausgebildet. Vor seinem Auszug aus Frankreich hatte General Monclar einige Geschäfte zu erledigen. Er nahm an der Eröffnung einer Pariser Modenschau teil (s. Bild) und forderte den kommunistischen Brigadegeneral Vincent zum Duell. Vincent hatte in der „Humanité“ behauptet, General Monclar sei der uneheliche Sohn eines österreichischen Erzherzogs und einer französischen Lehrerin am Habsburger Hof. Im letzten Weltkrieg sei Monclar von de Gaulles Truppen 1941 für kurze Zeit in Pétains Lager übergewechselt und dort Mitglied eines außerordentlichen Kriegsgerichts gewesen. Dagegen spricht, daß ein Raoul-Charles Magrin-Vernery, geboren 7. 2. 1892 in Budapest, am 24. 1. 1942 von Vichy-Frankreich ausgebürgert wurde. Das Duell Monclar — Vincent fand nicht statt, denn Vincent lehnte ab: „General Monclar hat ja die Möglichkeit, wegen Verleumdung zu klagen.“ Monclar klagte nicht. Seine Reise nach Korea kam dazwischen.

George C. Marshall verlieh dem dreijährigen Adoptivsohn des kürzlich verstorbenen Sängers Al Jolson eine Verdienstmedaille. Amerika stehe Jolson gegenüber in einer Schuld, sagte Marshall, die es nicht bezahlen könne. Denn seinen Beitrag zu der Aktion der UNO in Korea — Jolson sang dort vor Soldaten — habe er mit dem Leben bezahlen müssen.

Alben Barkley, US - Vizepräsident, ist neuer Kunde des amerikanischen Secret Service in Washington geworden. Er reist jetzt ständig mit vier Leibwächtern. Unter der Bedingung, „daß sie mir aus den Augen bleiben“. Staatssekretär Dean Acheson folgte seinem Beispiel.

Rachele Mussolini, 61, bekam vom italienischen Staat beschlagnahmtes Eigentum zurück, darunter: den Bauernhof bei Forlì, den sie als Mitgift in die Ehe brachte, und mehrere Höfe und Häuser aus dem Besitz ihres Mannes. Als Ausgleich für die Gewinne, die Benito Mussolini während des Krieges machte, belegte die Regierung seinen ehemaligen Besitz mit hohen Hypotheken.

Dr. Edmund Ringling, Leiter der Hauptabteilung Kultur beim NWDR Köln, gestand, daß er sich den Doktorhut selbst aufs Haupt gesetzt habe. Personalakten, Türschilder und Unterschriften Ringlings zierte jetzt nicht mehr der attraktive Dokortitel. In der Veranstaltungsreihe des Bredow-Instituts sprach Ringling vor einiger Zeit über „Musik im Rundfunk“. Bei einem Interview erzählte er, daß er 1940 bei Professor Dr. Koemstedt in Köln promoviert habe über das Thema „Spätgotische Hallenbauten in Westdeutschland“. Zweifler an Ringlings Doktorwürde fanden die Dissertation nicht im Kölner Universitätsregister. Telegraphische Rückfragen bei Professor Koemstedt in Erlangen ergaben: Anfänge genannter Doktorarbeit habe Ringling ihm vorgelegt, promoviert aber habe er nie. Beim Canossagang zu Generaldirektor Grimme muß Ringling, dem man kein mangelndes Fachwissen vorwirft, Rechenschaft geben, warum er sich den falschen Titel beilegte. Die vom Betriebsrat nahegelegte Selbstkündigung wurde inzwischen in fristlose Entlassung umgewandelt.



HENKELL

i k g s

Ein KLASSIKER
des Weinkellers

HOT-ROD-DERBY

Was zur Minna fahren

Durch die frühlingssauen Dezember-nächte Kaliforniens tobt die Motor-Manie — eine ohrenzerreißende Kombination heulender Motore und kreischender Reifen; abenteuerliche Modelle schleudern aneinander, fetzen mit über 100 Stundenkilometer in die Absperrzäune; die Zuschauer brüllen: Amerikas National-Zeitvertreib „Hot-Rod-Racing“ ist in vollem Schwung.

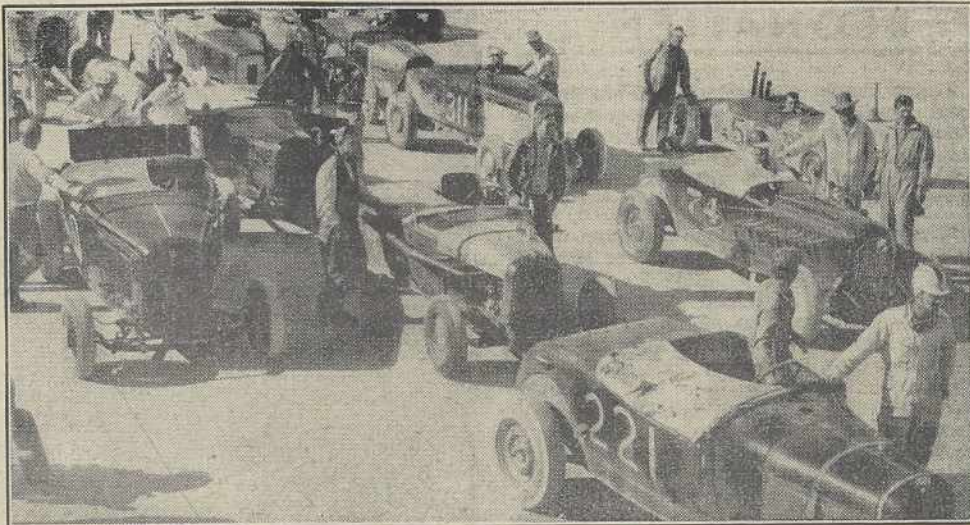
Die ersten Hot-Rod-Narren wrackten schon in dreißiger Jahren ausgeleierte Fords, Modell T, bis aufs Chassis ab und takelten sie mit hochpferdigen Motoren, Mehrvergaser-Kompressor-Kombinationen, Auspufftrompeten, Mammut-Kühlern und Handsirenen auf.

Heute rasen sie auf diesen frisierten Alpträumen durch die Landschaft, bringen ihre Schulfreundinnen zum Quieten, abgehängte Polizeistreifen zum Ueberkochen. Vielen flog der Hot-Rod (zu deutsch: „heißer Knüppel“) zum letzten Male um die Ohren.

In den Schlagzeilen rangieren die hot-rodder heute gleich hinter Josef Stalins Russen als Bedroher der öffentlichen Sicherheit.

Aber dem Hot-Rod-Flitzer Kennedy Vaughan, 17, aus Kaliforniens Santa Monica, fiel die Kinnlade herunter, als sich vor vier Wochen einer von den müden Polizei-Ford-V-8s an seinem Renner vorüberschob, ihn an den Straßenrand drängte und stoppte: „O.k., mein Sohn“, knurrte der Streifen-Fahrer, „Du hast wohl nicht geglaubt, daß wir unsern alten Ford genau so gut frisieren können wie ihr.“(*) Kennedy Vaughan mußte schamrot zu Fuß nach Hause gehen.

*) Aus jeder Hot-Rod-Fachsimelei geht hervor, daß sich 8- und 6-Zylinder-Ford- und -Chevrolet-Maschinen am besten frisieren lassen.



Auf diesen frisierten Alpträumen: Hot-Rods am Start

„Stellte ich mich aufs Gas“. Der konventionelle Auto-Experte McCahill (Millionen Amerikaner lesen seine Berichte über Prüfungsfahrten mit neuen Modellen) fuhr in die Hot-Rod-Boxen von Los Angeles, um sich in den Sport einweihen zu lassen. Er traf Hot-Rod-Bastler Johnny Hartman. Der sagte: „O.k., sieh zu, wie Du mit meiner Mühle fertig wirst.“

Der Wagen wurde eben von einem Lastauto auf die schnurgerade Hot-Rod-Rekordstrecke gerollt. Johnny überprüfte den Motor, einen Dschungel aus Vergasern, Kompressoren und Leitungen. Einen gewöhnlichen 90 PS Chevrolet-Motor hatte er auf 220 PS Leistung getrimmt. Johnny fuhr ein paar Warmlauf-Kilometer, dann war McCahill dran.

McCahill erzählte: „Der Fahrersitz erinnerte mich an einen jener Folterstühle aus der Inquisition, wie man sie heute noch in Museen sieht. Ich verbog mir schmerzhaft die Glieder und zwängte mich hinein. Ich fand überhaupt nur zwei Pedale, den Gashebel und die Bremse. Diese Pedale liegen rechts unter dem normalen

Platz für die Absätze. Wegen meines ziemlich großen Gürtelumfangs konnte ich in einer bestimmten Körperhaltung immer nur eins betätigen.

„Da nichts dabei herauskommt, wenn man bremst, vergaß ich die ganze Fußbremserei und verließ mich zum Halten auf die Handbremse. Mein rechter Fuß stand auf dem Gashebel.“

„Es ist ein Trick dabei, diese Baby-Autos zu starten. Ein Lastauto fuhr von hinten heran, um mich anzuschieben. Kein Hot-Rod hat einen Rückwärtsgang, alle haben überhaupt nur einen einzigen Gang im Getriebe. Weil es auch keine Kupplung gibt, schob ich den einzigen Gang rein und zog die Handbremse an.“

„Der Lastwagen schob. Die blockierten Reifen kreischten. Als ich mit ungefähr 20 km/st auf blockierten Rädern rutschte, schaltete ich die Zündung ein und gab die Bremse frei. Rums! Ich schoß mit Getöse vorwärts, ein Luftzug schlug mir ins Gesicht. Ich ließ es erst einmal zur Gewöhnung mit halbem Dampf angehen, bevor ich aufdrehte.“

„Als ich glaubte, den Bogen raus zu haben, stellte ich mich aufs Gas. Sofort fühlte ich mich in den Sitz gequetscht, als wäre mir ein Elefant in den Schoß gefallen. Die Beschleunigung war phänomenal. Der Wind heulte, die Landschaft bestand nur noch aus verschwommenen Strichen. Ich trat den Gashebel bis auf den Boden durch.“

Brandblasen an seltsamen Stellen. „Diese Flitzer haben kein Windschutzschild, und so kann man ohne Tachometer die Geschwindigkeit schlecht schätzen. Ich konnte nur immer nach vorn starren, um nicht irgendwo gegen zu rennen.“

„Die elektrische Zeitnahme hat Johnnys Wagen mit 238 km/st gestoppt. Vielleicht habe ich diesen Rekord nicht gebrochen, aber 230 Sachen habe ich bestimmt erreicht.“

„Nach meinem ersten Törn auf einem Hot-Rod fühlte ich mich, als wäre ich ein Stacheldraht-gespicktes Geländer heruntergerutscht. So ein ‚heißer Knüppel‘ wird wirklich heiß, und ich hatte Blasen an den seltsamsten Stellen. Einen prachtvollen Brandfleck entdeckte ich am Ellbogen, wo ich mit dem Auspuff in Berührung gekommen war.“

Jetzt macht McCahill die „moralpauken-den Journalisten“ madig, die „einen Vergaser nicht von einem Spucknapf unterscheiden können“.

Außerdem meint er: „Hitlers Jungs bauten die besten Rennwagen der Welt



Ziemlich strapaziös für Greenhörner: Hot-Rods in der Karambolage

— nicht um Rennen zu gewinnen, sondern um neue Flugzeugmotore zu entwickeln. Erwarten wir nicht zu viel von den Knaben in Detroit (Amerikas Automobilbau-Zentrum) im Falle eines Krieges, weil die meisten Konstrukteure dort steril geworden sind. Sie scheinen mehr Wert darauf zu legen, einen besseren automatischen Fensterschließer zu bauen als einen guten Hochleistungsmotor.

„Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr wird mir klar, daß diese Hot-Rod-Boys sehr wichtige Zeitgenossen sind. Ich selbst bin sehr stolz, einen Tag lang einer gewesen zu sein. Es war ein tolles Erlebnis — aber ziemlich strapaziös für ein Greenhorn. Und wenn ich jetzt gleich noch mal so ein Ding fahren sollte — besten Dank, ich bleibe bei der Straßenbahn.“

Die Wirkung reinen Alkohols. Lee Chapel will mit einem selbstgebastelten Hot-Rod John Cobbs absoluten Landgeschwindigkeitsrekord in Grund und Boden fahren. 1947 jagte Englands Cobb seinen 2400 PS Railton-Mobil mit 634,379 km/st über den Salzsee bei Bonneville (Utah).



Bliebe bei der Straßenbahn: Hot-Rod im Publikum

Chapel schraubte seine Maschine aus einem stabil-gedrungenen Fahrgestell undefinierbarer Herkunft, einem Kühler aus einem ausgeschlachteten Rolls Royce, der Vorderachse eines 41er Ford und der Lenkung eines antiken Franklin zusammen. Als Antriebs-Aggregat baute er einen alten Mercury-Motor (100 PS) ein, den er auf 240 PS und 6600 Touren pro Minute „hochkitzelte“.

Zunächst brach er den Hot-Rod-Geschwindigkeitsrekord bei den jährlich ausgetragenen Konkurrenzen auf den Bonneville-See. Dabei glaubte Chapel erst gar nicht, daß seine Eigenbaukiste besonders schnell fahren würde. Seine Reifen waren deshalb nur für Geschwindigkeiten bis 280 km/st garantiert.

Aber er unterschätzte die Wirkung des reinen Alkohols, den er als Brennstoff in den Tank gekippt hatte. Der Wagen ging ihm mit 310 km/st durch, die Reifenprofilierung wurde abradert, der Luftdruck beulte die Karosserie ein, doch Chapel konnte noch sicher abbremsen. Mit Spezialreifen schaffte er dann den gegenwärtigen Hot-Rod-Rekord von 319 km/st.

Für den Angriff auf Cobbs Spitze sucht Chapel gegenwärtig einen Flugzeugmotor aus zweiter Hand.

Eis aufs Rückgrat. In den US-Großstädten rasen professionelle Hot-Rodder in aufgepulverten, zerbeulten Serienautos auf enger, scharfgekrümmter 400-m-Bahn.

Hier geht es um Geld, während die Hot-Rod-Fans auf den Geschwindigkeitsstrecken aus purer Begeisterung ihre Knochen riskieren.

Die Bestimmungen für Serienauto-Bahnrennen verlangen, daß alle Wagen ein verstärktes Dach tragen. Die Fahrer müssen über 21 Jahre alt, mit Sicherheitsgürtel und Sturzhelm gepanzert sein.

In Chicagos Hurricane-Stadion fuhr der 23jährige Jim Rathman eine 1947er Cadillac-Limousine in einem beispielhaften Rennen:

In der ersten Ausscheidung unter 12 Wagen hielt Rathman das Tempo eine Weile, drehte dann auf, brachte seinen dicken Cadillac nach vorn und gewann mit zwei Längen.

Im ersten Semifinale hatte er Kummer. Ganz gleich, was er anstellte, er konnte einen roten Crosley-Zwerg vor ihm nicht fangen. Der Crosley wirbelte auf zwei Rädern durch die Biegungen, schlängelte sich durch die größeren Wagen wie ein erschrockener Fußgänger und schlug Rath-

man um vier Längen. Im zweiten Semifinale bekam die Menge endlich Eis aufs Rückgrat.

Ein Wagen kam mit über 100 „Sachen“ angerast, verlor ein Hinterrad, schleifte 100 Meter auf der Achse, bevor er stoppte. Der Bruch durchlöchernte den Benzintank, das Benzin spritzte auf die Bahn.

Der Brennstoff entzündete sich und überzog die Bahn mit einer Flammendecke. Der Fahrer konnte rechtzeitig aussteigen. Ebenso ein anderer, dessen Wagen mit 80 km/st schleudernd durchging und in eine Einfahrt krachte.

Im Finale duellierten zunächst Rathmans Cadillac und Bob Leathermans Mikro-Crosley. Der hartgesottene Jim Rathman beobachtete, wie Leatherman „zu verflucht mächtig“ draufdrückte.

In der 40. Runde wurde der Crosley von hinten gerammt und an eine Abschirmwand gestoßen.

Leatherman wurde bewußtlos aus dem Wrack gezogen. Rathman fuhr Sieg und Börse in seine Tasche.

Eine Zeitlang werden die Fans sich noch den Auto-Circus Rathman & Co. ansehen. Aber der Nerven-Kitzel wird bald abgenutzt sein. Rathman weiß Bescheid: „Ich schätze, es wird noch ein paar Jahre dauern und wenn die alten Autos kaputt sind, werden wir immer noch was finden, das wir zur Minna fahren können.“

Werbung wie sie sein soll...



**Einzigartig · Aktuell
Repräsentativ
Mit immer neuen Ideen**

DIA-TON

Das sprechende Bild

Der DIA-TON-Wagen stellt Ihre Werbung stets in den Mittelpunkt des Interesses. Es ist ein Werbewagen mit modernster, technischer Ausrüstung, der in vollendeter Form Bild- und Tonwerbung vereinigt. (BGM. eingetragen.)

DIA-TON

bietet vielseitigste Reklamemöglichkeiten im gesamten Bundesgebiet, in Stadt und Land.

Wo irgend etwas los ist,
da ist auch der DIA-TON-Wagen.

Wo aber nichts los ist,
da bringt der DIA-TON-Wagen
Bewegung in die Menge.

Inmitten des Großstadtgetriebes,
des Messetrubels,
bei Großveranstaltungen,

aber auch im entlegenen Dorf —

Wo er erscheint, da spricht man von ihm,
weil er die Aufmerksamkeit Aller auf
sich zieht!

**Wer Erfolg haben will, der bediene sich
dieser modernsten Werbemöglichkeit.**

DIA-TON

DAS SPRECHENDE BILD

Verlangen Sie Prospekte durch die
Werbeabteilung H. A. RADEMACHER
Hannover · Postfach
Fernruf Hannover 20881

Lizenzen und Vertretungen für einige Gebiete
noch zu vergeben

BILDENDE KUNST

A. PAUL WEBER

Spielen wir ein Partiechen

(s. Rückseite)

Der Tod, als Harlekin maskiert, tänzelt auf eine Bombe zu und fuchtelte mit der Pritsche darüber. Die Menge von Gaffern sieht offenen Mundes der Glanznummer zu.



Wir brauchen keine politischen Daten, das Volk ist für nationale Erbauungskunden viel dankbarer. Amen.

Im nächsten Augenblick kann alles in die Luft fliegen.

Was in der Luft liegt, die politische Situation einer Zeit, die Stimmung ihrer Menschen, hat der Zeichner und Graphiker A. Paul Weber wie in seinem Blatt „Die große Nummer“ (s. Rückseite) von jeher zu Szenen von scharfer Ironie, satirischer Treffsicherheit und oft grausiger Phantasie zu konzentrieren gewußt.

Webers vielseitiges graphisches Werk sei „eines der stärksten Zeugnisse für die innere Auseinandersetzung des deutschen Menschen mit der Zeit“, erklären die Fachleute und bescheinigen Weber „leidenschaftlich seherisches Miterleben“. 1937 brachte es ihn ins KZ.

Der heute 57jährige hatte 1932 Ernst Niekischs Kampfschrift „Hitler, ein deutsches Verhängnis“ illustriert. Das Titelblatt: der Tod als Parteimann mit erhobener Hand. Eine der Textzeichnungen: Hinter Hakenkreuzfahnen herziehend, stürzt eine

sich drängende Menge einen Abhang hinab in einen riesigen Sarg.

Webers gezeichnete Zeitsatiren erschienen auch in Niekischs Zeitschrift: „Der Widerstand“. Bis zum Verbot. Eine der letzten Zeichnungen, Februar 1933: Ohne Köpfe halten Hitler und Hugenberg Reden an ihr Volk (s. Abb.)

1937 wurde der Niekisch-Kreis verhaftet. A. Paul Weber war auf einer Malfahrt — er ist als Maler vor allem Porträtist, aber auch Landschaftler — in der Heide, als die Reihe an ihn kam. Bei den Verhören hatte

er jedes Blatt, seine Entstehung, seine Absicht genau zu erläutern.

Nach etwa zwei Monaten überließ man ihm sein Malgerät, und in Nürnberg, wo er die meiste Zeit verbrachte, hatte er nach seinen eigenen Worten „in der Stille, der Abgeschlossenheit der Zelle eine recht produktive Zeit“. Es entstanden die ersten 25 Blatt der „Schachspieler“.

In diesem Zyklus farbiger Zeichnungen, unter dem Titel „Komm, wir spielen ein Partiechen“, hat A. Paul Weber Gewalten und Mächte dieser Welt, Charaktere und Temperamente, als Partner an das Schachbrett gesetzt. Landsknecht und Pfeffersack, Venus und Mars, Plutokrat und Staatsmann, Don Quichotte und Sancho Pansa, Tod und Teufel sind die Spieler. Wechselnde Figuren spielen am Schachbrett der Zeiten das ewig gleiche Spiel mit den gleichen Figuren immer aufs neue. Diese Arbeit will Weber in diesem Winter mit 40 bis 45 Blatt zu Ende bringen.

LITERATUR

AFFÄREN

Nicht erst von 33 an

Auf den 15. Januar hat Landgerichtsdirektor Kuhn, München, den nächsten Termin des Prozesses anberaumt, den RA Dr. Karl Beisler in Sachen

„1. Knut Hamsun, Norwegen, vertreten durch seinen Generalbevollmächtigten Tore Hamsun, Norwegen, Hoern in Asker,

2. Paul List Verlag, Inhaber Dr. E. W. List, München, Goethestr. 43,

gegen

Albert Langen - Georg Müller - Verlag GmbH., vertreten durch den Treuhänder RA Dr. Alfons Templer, München, Pettenkofferstraße 22“

am 15. September 1950 angestrengt hat.

Bei diesem Prozeß geht es, streng juristisch, um die deutschen Buchrechte des 91jährigen Knut Hamsun. Zugleich wird rechtsverbindlich entschieden, ob der Langen-Müller-Verlag am 8. Mai 1945 mit dem Ende des Dritten Reiches gestorben ist.

Langen-Müller war 1931/32 aus den literarisch ruhmreichen, aber finanziell bankrotten Häusern Albert Langen (rd. 1,2 Millionen RM Schulden) und Georg Müller (rd. 2 Millionen RM Schulden) zusammengeschweißt worden.

Der „Deutsch-Nationale Handlungsgehilfen-Verband“, die vom Deutsch-Nationalen Parteibesitzer Hugenberg trotz Namensverwandtschaft unabhängige, aber doch rechtsdrallige Angestelltengewerkschaft, hatte den frisch zusammengewürfelten Verlag saniert.

Im Dritten Reich trat die DAF mit einem Federstrich die Verlagsnachfolge der Angestelltengewerkschaft an. Seit 1935 wurden die Anteile im „Bäumen-Bäumen-wechsel-dich“-Spiel zwischen DAF und Parteibonzenokratie einträglich hin- und hergeschoben.

So fungierte Danzigs Gauleiter Albert Forster als treuhändischer Strohhalm für 570 000 RM, bis Robert Ley 1937 das Verlagskapital seiner zivil getarnten „Treuhandgesellschaft für wirtschaftliche Unternehmen“ und, zu einem kleinen Teil, der „Vermögensverwaltung der DAF“ zuspielte. Nebenbei reduzierte er das Verlagskapital auf 400 000 RM.



Ernst Wiechert

Honorareinnahmen vom Langen-Müller Verlag

1938:	KZ.
1939:	115 600,-
1940:	103 300,-
1941:	39 400,-
1942:	45 600,-
1943:	13 600,-

Umsatz 1939: 1 150 600,-

*) Papierzuteilung

Im selben Jahr betrug der Buchumsatz fast 5 Millionen. Die letzten Getreuen im Münchener Verlags-Stammhaus Hubertusstraße 4, wo jetzt nur noch ein kleines Pappschild von LM kündigt, erinnern sich: „Damals kam fast jeden Tag ein neues Buch heraus.“^(*)

Am Verlagsgesicht brauchten die neuen DAF-Herren nicht viel herumzudoktern. Es war und blieb national. Verlagsleiter Gustav Pezold, der aus seiner kaiserlichen Seekadetten- und Seeoffizierszeit wilhelminische Gesinnung und undiplomatische Gradheit hinüberrettete, hatte Jahre vor 1933 dem „wesensfremden Element der jüdischen Asphalt-Literatur und Kunst-Diktatur“ den „schärfsten Kampf“ angesagt.

Zwanzig Jahre später, am 19. März 1950, stellte Gustav Pezold in einem Brief an Tore Hamsun, den generalbevollmächtigten Sohn des Hausautors Knut Hamsun fest, seine Arbeit im Langen-Müller-Verlag sei von Anfang an „eine Kampfansage gegen die literarische Linksdiktatur“ gewesen. D. h. „gegen die einseitige Beeinflussung des geistigen Lebens in Deutschland durch das Zusammenspiel der jüdischen literarischen Presse mit gleichgerichteten Verlegern, deren prominente Autoren ebenfalls vielfach Juden waren ...“

„Schon vor Weihnachten 1930 war der Kampf als rein geistiger Kampf zu unseren Gunsten entschieden — also nicht erst von 33 an, nachdem Goebbels die Linksdiktatur mit Gewalt beendet hatte.“

Als Gustav Pezold sich wegen dieses Briefes und der ihm vorgeworfenen antisemitischen Gesinnung verteidigte, argumentierte er:

„Es war dabei selbstverständlich, daß ich die bei Vater und Sohn voraussetzende Mentalität berücksichtigte. Die pro-nationalsozialistische Einstellung des Vaters Knut Hamsun ist bekannt. Der Sohn Tore aber war schon Jahre vor dem Krieg deutscher SS-Mann gewesen.“ Der letzte Satz war fett unterstrichen und mit einem Ausrufungszeichen versehen.

Tore Hamsun war Autor des Münchner Paul List Verlags, und diese Familienbeziehungen konnte Dr. E. W. List geltend machen, als Langen-Müller 1945 als Anhängsel des braunen Eher-Verlags^(**) in die NS-Konkursmasse geriet und der große Run auf die literarische Erbmasse einsetzte, darunter auch auf das umfangreiche Hamsun-Opus.

An Verleger Kurt Desch war mit der ersten Lizenzerteilung das Wiechertsche Gesamtwerk gekommen. Von den Büchern Ernst Wiecherts, dessen Feder die Nationalsozialisten ärgerte, hatte Langen-Müller während der dutzend Jahre noch 1165 000 Exemplare verkauft (s. Tabelle). Nach dem Kriege sagte sich Wiechert von Langen-Müller los.

Der dickste Langen-Müller-Brocken war Knut Hamsuns Gesamtwerk. Mit Hamsun waren Albert Langen und anschließend Langen-Müller groß geworden. Albert Langen, ein kulturverliebter Sohn reicher Eltern, hatte 1893 seinen Verlag eigens aufgemacht, weil ihm in Paris der schmale Band eines bis dahin so gut wie unbekannten Norwegers imponiert hatte: „Mysterien“ von Knut Hamsun.

In 52 Jahren wurde daraus ein Millionen-Geschäft. Im Kriegsjahr 1941, als Papier kriegsmäßig ein- und zugeteilt war, betrug

^(*) Unter den Verlagsautoren waren: Ernst Wiechert, Josef Weinheber, Ludwig Thoma, Emil Strauß, Hans Grimm, Gunnar Gunnarsson, Knut Hamsun, Hans Friedrich Blunck, E. G. Kolbenheyer, Böries, Freiherr von Münchhausen, Wilhelm Schäfer, Gertrud von le Fort, Selma Lagerlöf.

^(**) Am 1. Januar 1943 waren sämtliche Anteile der Langen-Müller GmbH. für 5 Mill. RM vom Eher-Konzern übernommen worden.

der Hamsun-Umsatz immer noch 373 540,— Mark.

Die Hamsun-Pachtrechte fielen an Dr. E. W. List (Paul List Verlag). Der Pachtvertrag, der List die „vorläufige Verwertung der Verlagsrechte der Autoren Knut und Marie Hamsun“ zusicherte, wurde am 28. Juni 47 von ihm und dem Langen-Müller-Treuhänder Dr. Templer unterzeichnet, aber erst am 23. März 48 rechtskräftig. Die neun Monate wurden durch die Genehmigung des bayerischen „Landesamtes für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung“ ausgefüllt.^(***)

Schon im November 47 meldete Sohn Tore mit Generalvollmacht für Vater Knut



... ist bekannt
Knut Hamsun Sommer 1950 (mit Enkel)

Ansprüche auf die seiner Meinung nach vom verbliebenen Langen-Müller-Verlag an den Autor zurückgefallenen deutschen Buchrechte an. Gustav Pezold fühlte sich verpflichtet, „an sein Verleger-Portepée zu greifen“.

1938 war Pezold durch Robert Leys DAF-Bonzen aus dem Langen-Müller-Verlag und der lebenslänglich garantierten Verlagschef-Stellung hinausgeworfen worden. Nach 1945 hatte er sich als „freier Mitarbeiter“ für 350 RM und ohne Anstellung

^(***) US-MilGov. hat die Verwaltung der beschlagnahmten NS-Vermögen den Landesämtern für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung übertragen. Der Treuhänder des Langen-Müller-Verlages, Rechtsanwalt Dr. Templer, ist wiederum von der bayerischen Vermögensverwaltung beauftragt, vereint die Funktionen des Geschäftsführers mit denen des Treuhänders und verwaltet das Verlagsvermögen mit der Maßgabe, es „zu wahren und nach Möglichkeit zu vermehren“.

dem verlagsunkundigen LM-Treuhänder Dr. Templer zur Verfügung gestellt.

Templer korrigierte brieflich Tores Ansicht über das Ende von Langen-Müller. Tore Hamsun drohte unbeeindruckt, die deutschsprachigen Geschicke des Hamsun-Werkes in Schweizer Hände zu legen. Da sprang Dr. E. W. List ein: Bei einem Norwegen-Besuch schloß er am 13. September 1948 einen Generalvertrag mit Knut und Tore Hamsun.

Erst durch List erfuhren Vater und Sohn Hamsun von dem Pachtvertrag zwischen List und LM aus dem Jahre 47. Langen-Müller hatte sie darüber in Unkenntnis gelassen. Seinerseits informierte List Langen-Müller nicht von dem General-Vertrag.

So waren in den Weihnachtsankündigungen 1950 Knut Hamsun in zwei Verlagsprospekten zu finden. Einmal bei Paul List, zum anderen bei Langen-Müller.

Paul List hat seit Bestehen des Pachtvertrages verkauft: von „Victoria“ 37 000, von „Pan“ und „Landstreicher“ je 10 000, von „August Weltumsegler“ und „Wanderer“ je 6000 und von dem selbstbiographischen Tagebuch „Auf überwachsenen Pfaden“ bisher 16 000 Exemplare. Gleichzeitig liefen auf Grund eines Lizenzvertrages 50 000 Hamsunsche „Mysterien“ durch Ernst Rowohlt Rotationsmaschinen: Nr. 8 in der rororo-Taschenbücherei.

Langen-Müller offerierte dem westdeutschen Buchhandel „zur Stärkung der inneren, bewahrenden Kräfte unseres Volkes und zur Wiederherstellung seines Ansehens“ mit sieben anderen Büchern Knut Hamsuns Segelfloßromane „Kinder ihrer Zeit“ und „Die Stadt Segelfloß“, in einem Rundschreiben. Der übliche Annoncenweg im Buchhändler-Börsenblatt war durch HICOG blockiert worden.

Verlagsrecke Gustav Pezold kommentiert: „Das war der erste Höhepunkt des neuen Vernichtungsfeldzuges, den unsere Konkurrenten durch politische und handelsrechtliche Denunziationen eingeleitet haben.“

Der zweite Schlag war die HICOG-Anweisung, die Verlagsbezeichnung in den Büchern und auf den Umschlägen zu überkleben. Als Herausgeber sollte das „Bayerische Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung“ fungieren. Pezold umwickelte seine Bücher mit einer entsprechenden Bauchbinde, leicht mit einem Handgriff zu entfernen.

Die Meinungen, ob Langen-Müller gerade noch oder gerade nicht mehr unter das Vierer-Alliierten-Liquidationsgesetz Nr. 2 fällt, waren nicht einheitlich. Publications-Control-Branch-Chef J. P. Dalcher benachrichtigte am 5. September 46 betroffene LM-Autoren und interessierte Verleger rundschriftlich vom de facto-Tode des Verlags. Zwei Jahre später aber ließ sich Gustav Pezold von Dalchers Nachfolger Don Travis versichern, daß „einer Wiederaufnahme der Verlagstätigkeit nichts im Wege stehe“.

Darauf zeigte Langen-Müller nach dem Fortfall des Lizenzzwanges und der amerikanischen MRG-Verordnung 191 seine Wiedergeburt an. Am 9. Februar 1950 kündigte Pezold alle Pachtverträge auf, und jetzt begann der Prozeßreigen und das, was er als „Vernichtungsfeldzug“ zu bezeichnen pflegt.

Die Pachtverträge selber werden heute umstritten. Für die Nachkriegsverleger weist Rechtsanwalt Beisler darauf hin, daß schon die Vertragspräambel ein Wiederaufleben von Langen-Müller ausschließe. Da heißt es nämlich:

„Der Verlag Albert Langen-Georg Müller ist auf Grund des Kontrollratsgesetzes von der amerikanischen Militär-

regierung beschlagnahmt, sein Betrieb ist geschlossen.“

„Also“, folgert Beisler, „kann es einem Autor nicht zugemutet werden, bei einem Verlag zu bleiben, dessen Inhaber seit fünf Jahren noch nicht festgestellt ist, der heute noch nicht als freier Verleger auftreten kann, der bis heute noch keine Zahlungen für längst geschuldete Honorare leisten darf und der von einem fachkundigen Treuhänder oder einer Behörde geführt wird.“

Und er verallgemeinert: „Nachdem die Langen-Müller GmbH. als Vertragspartnerin ihrer früheren Autoren kraft Gesetzes im Jahre 45 erloschen ist ... sind sämtliche Autoren dadurch frei geworden und alle Vertragsrechte an die Autoren zurückgefallen.“

Bei 78 Autoren und einer Spitzenproduktion von 450 Buchtiteln im Jahr würden Millionen an Verlagsrechten frei.

Aber möglicherweise braucht Landgerichtsdirektor Kuhn am 15. Januar sich nicht mehr den Kopf über die schwierige Sein- oder Nichtsein-Frage zu zerbrechen. Möglicherweise sind alle Rechtsargumente der streitenden Parteien und 20-Seiten-Gutachten der juristischen Verlagsexperten so gut wie in den Sand geschrieben.

Denn: im Frankfurter IG-Hochhaus haben Mr. Peter Hart, bis vor kurzem Chefredakteur des deutschsprachigen US-offiziellen Digest „Neue Auslese“, jetzt Presse- und Verlagsbearbeiter bei der Information Service Division von HICOG, und Mr. Daniels von der Property Control, das Gesetz Nr. 13 der US-Militärregierung zur Verfügung.

Danach haben sich die Besatzungsbehörden die einzig „authentische Auslegung“ ihrer Gesetze, Verordnungen und Befehle vorbehalten. Diese „authentische Auslegung“ bricht jede deutsche Gerichtsentscheidung.

Die „authentische Auslegung“ ist in einer HICOG-„Direktive“ an das Bayerische Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung enthalten. Dazu sagt Landesamt-Vizepräsident Dr. Bogner nur: „Wir haben uns lediglich überlegt, ob es sich um einen Befehl oder um einen Wunsch handelte. Wir entschieden uns für das letztere.“ Und nach einer kurzen Pause: „Die Amerikaner befahlen ja heute nicht mehr so gern.“

Im Paul List Verlag war die „Directive“ aus dem HICOG-Hauptquartier im Wortlaut bekannt. Dazu war eine vierzeilige lakonische Mitteilung aus Frankfurt gekommen, in der es klipp und klar hieß: „Der Langen-Müller-Verlag hat nach Kontrollratsgesetz 2 und Militärregierungsgesetz 5 aufgehört zu existieren.“

Treuhänder Dr. Templer, Mitarbeiter Gustav Pezold und ihre wenigen Getreuen wußten vom befohlenen Langen-Müller-Ende nichts. Sie hörten davon zwar schon vor Wochen durch einen anonymen Anruf. Aber, Pezold: „Auf so etwas reagieren wir überhaupt nicht. Drohungen können uns nicht schrecken.“

Er ließ aber Bücherkisten bauen, um seine Neu-Produktion vor einem Zugriff durch raschen Abtransport in Zonen zu retten, wo US-Mil.-Gesetz Nr. 13 nicht gilt.

Mittlerweile sind neue Bewerber auf der Langen-Müller-Walstatt erschienen: der „Bund Deutscher Kaufleute“ und die Gewerkschaften meldeten als Nachfolger des „Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes“ Wiedergutmachungsansprüche an. Sie wurden in der ersten Instanz abgewiesen.

Wenn sie auch in der zweiten durchfallen, würde nach Anwendung des Kontrollratsgesetzes der bayerische Staat Langen-

Müller mit allen Rechten und Pflichten übernehmen.

Das Bayerische Landesamt für Vermögensverwaltung und Wiedergutmachung hat zu der Frage: Langen-Müller und Liquidationsgesetz Nr. 2 folgenden Standpunkt:

Von der 1943 erfolgten Uebnahme der Langen-Müller-GmbH.-Anteile durch den Eher-Konzern seien die Verlagsrechte nicht betroffen. Außerdem könne man den Langen-Müller-Verlag nicht, wie es das Kontrollratsgesetz erfordere, als „Werkzeug zur Ausübung der NS-Macht“ bezeichnen.

Zum Punkt NS-Werkzeug: national, völkisch, konservativ blieben die Verlagscharakteristika. Nur vereinzelt drangen Nazi-Proteges in die Autorenliste ein, wie Gerhard Schumann, der HJ-Barde.

Langen-Müller-Autor Heinz Steguweit trug nach der Röhm-Revolution Juni 1934 im „Westdeutschen Beobachter“ eine mehrspaltige Attacke gegen seinen Verlag vor: „Geistiger Hochverrat“, „geheime Verschwö-

Müller als Teil des Eher-Verlages davon betroffen wird.“

Bayerns Verleger meinen, hinter dem Verhalten des Landesamtes weiterreichende Absichten suchen zu dürfen. Der bayerische Staat hat schon einen Schulbuchverlag und einen Landkartenverlag. Dazu, orakeln die Verleger, würde ein großer Buchverlag gut passen.

DUFF COOPER

Außerdem schreibt er

Sir Alfred Duff Cooper ist Politiker, Diplomat, Literat und Geschäftsmann. In jeder dieser Eigenschaften hat er gelegentlich das englische Tagesgespräch gefördert. Zur Zeit ist in dieser Hinsicht der Literat Duff Cooper an der Reihe.

„Dies kleine Meisterwerk“, urteilte Compton Mackenzie, schottischer Schriftsteller, über Duff Coopers Erzählung



Erhobenen Hauptes durch die Welt: Sir Alfred Duff Cooper und Lady Diana

„Operation Heartbreak“ (Operation Gebrochenes Herz), und der Verlag Rupert Hart-Davis ließ es dem Buch auf die grüne Bauchbinde drucken.

Viele Engländer stimmen zu, andere finden „Meisterwerk“ übertrieben. Immerhin, das Buch wird allgemein diskutiert. Man spricht schon von der Verfälschung.

Einmal berichtete die ganze Weltpresse über Duff Cooper, über den Politiker. Das war 1938, als er aus Protest gegen Chamberlains Politik von München von seinem Posten als Marineminister zurücktrat.

Die lange Rede, mit der er seinen Rücktritt begründete, endete: „Ich habe vielleicht meine politische Laufbahn ruiniert. Aber das bedeutet wenig. Ich habe etwas behalten, was für mich von größerem Wert ist: ich kann weiter erhobenen Kopfes durch die Welt schreiten.“

Coopers politische Laufbahn war nicht ruiniert. England mag den Mann, der sich fast allein gegen die große Mehrheit zu stellen wagt — und recht behält.

„Flurschadensfüße in den Schonungen völkischen Geistes“. Langen-Müllers schönegeistiges Hausblatt, „Das innere Reich“ mußte 1936 über die Goebbels-Klinge springen: „Wegen gemeiner und niederträchtiger Verhöhnung des Charakters Friedrichs des Großen.“

Schließlich, sagt das bayerische Vermögensverwaltungs-Landesamt noch, sei auch der Langen-Müller-Verlag nicht auf der vom Kontrollrat herausgegebenen Liste zum Gesetz Nr. 2 aufgeführt.

Aber, folgert Rechtsanwalt Beisler, bei Nichtanwendung des Liquidationsgesetzes müßte „der alte Inhaber des Langen-Müller-Verlages wieder in das Handelsregister eingetragen werden“.

Alleiniger Gesellschafter bei Langen-Müller war der Franz Eher-Verlag. Alleiniger Gesellschafter des Eher-Verlages war die NSDAP.

Mr. H. Peter Hart in Frankfurt räumte jetzt letzte Zweifel hinweg: „Für uns gibt es keinen Verlag Langen-Müller mehr. Wir haben das Gesetz Nr. 2 unmißverständlich dahingehend interpretiert, daß Langen-

Churchill nahm ihn 1940 in seine Regierung auf und schickte ihn später als seinen diplomatischen Vertreter zu den Franzosen, erst nach Algier, dann nach Paris. Und in Paris war er, ein bon vivant, der in flüssigem Französisch geistreiche Sachen zu sagen wußte, ein beliebter Mann.

Er war es auch dank seiner Frau, Lady Diana, deren Eleganz selbst in Paris auffiel: Eine Tochter des Herzogs von Rutland, die einst aus Liebhaberei bei Max Reinhardt Theater spielte. Und die sich darauf versteht, einen „Salon“ zu haben, was der Karriere des Gatten förderlicher gewesen sein soll als Winston Churchills Freundschaft.

Der konservative Cooper blieb Pariser Botschafter auch unter Bevin, obwohl in dessen Labour Partei gegen den Freund Churchills agitiert wurde. „Seine diplomatischen Berichte sind die besten, die ich bekomme“, verteidigte Bevin sich und ihn.

Erst 1947 ging Duff Cooper. Seitdem beschäftigt er sich — als Geschäftsmann — mit der Propagierung englischer Filme auf dem europäischen Kontinent.

Außerdem schreibt er. Seinen Ruhm hatte er ohnehin zuerst mit der Feder begründet: 1932 erschien seine Biographie des französischen Diplomaten Talleyrand. Hinter dem lebendigen Feuilletonstil verbarg sich große Belesenheit. Das Buch wurde auch im Ausland populär, es wurde ins Deutsche und sieben andere Sprachen übersetzt.

Bis dahin hatte Duff Cooper ein für die breite Öffentlichkeit fast anonymes Dasein geführt: Offizier im Kriege, danach kleiner Diplomat, einer der vielversprechenden jungen Männer, die der Mann mit der Pfeife, der konservative Parteiführer und Ministerpräsident Stanley Baldwin, für seine Partei entdeckte.

Der Abstammung nach paßte er in die Rolle eines aufstrebenden Politikers der englischen Rechten. Sein Vater: Chirurg in der Marine, seine Mutter: Abkömmling einer schottischen Herzogsfamilie, mit dem Königshause verschwägert. Dazu seine Frau: eine Herzogstochter.

Die großen politischen Hoffnungen, die man auf Duff Cooper gesetzt hatte, haben sich nicht verwirklicht. Ihm mangelte der Sinn für den Kompromiß, und geistige Überlegenheit ließ er nicht nur den Gegner, sondern auch die Parteifreunde fühlen.

Mitten im Kriege verfaßte er (nachdem vorher schon seine zweibändige Biographie des vielumstrittenen englischen 1. Weltkrieg-Feldmarschalls Haig erschienen war) die Lebensbeschreibung des alttestamentarischen Königs David. Sie ist der Bibel in moderner Form nacherzählt, mit allerlei Maximen geschmückt.

In Coopers Kommentar zu Davids Entschluß, seinem verbannten Sohn Absalom die Rückkehr zu gestatten, ihn aber nicht zu empfangen, kommt die Kompromißlosigkeit des Engländer zum Ausdruck:

„Das war der größte Fehler in Davids Leben. Die Politik der Halbheit ist fast immer verhängnisvoll. Sie zieht den ängstlichen Staatsmann an, der sich davor fürchtet, sich zu weit in der einen oder anderen Richtung festzulegen. Ein geistig beschränkter Kopf sucht im Kompromiß Sicherheit, in der Hoffnung, dadurch beide Seiten zu erfreuen. In der Mehrzahl der Fälle erfreut er keine, und er stürzt ins Verderben.“

Gewidmet war das Buch „dem jüdischen Volke, dem die Welt das Alte und das Neue Testament sowie vieles andere in den Bereichen von Schönheit und Wissen

verdankt, wofür es übel belohnt worden ist“.

Vor einem Jahr überraschte er dann die literarische Welt mit einem schmalen Bändchen, in dem er nachzuweisen suchte, daß Shakespeare als junger Mann in der englischen Armee diente und es zum Sergeanten brachte.*)

„Operation Gebrochenes Herz“. Duff Coopers erstes rein literarisches Werk, schildert in der Form einer langen Novelle das Leben eines englischen Berufsoffiziers, William Maryngton. Dessen größte Sehnsucht ist, kämpfen zu dürfen. Zu seinen Lebzeiten geht sie nicht in Erfüllung. Erst als Toter schafft er es.

Seine Leiche, mit dem Geheimplan einer alliierten Landung (natürlich gefälscht) in der Tasche, wird vom englischen Geheim-

Dialogstellen und findet das Buch schlecht hin „albern“. Man könne kaum glauben, daß es aus der Feder eines Autors stamme, der „unsere beste zeitgenössische Lebensbeschreibung Talleyrands verfaßt hat“.

In einem Brief an den „New Statesman“ setzte Cooper sich zur Wehr. Nicht gegen die Kritik. Er habe sich über sie ebenso amüsiert wie Raymond offenbar über sein Buch. Aber:

„Er ging zu weit, als er mich beschuldigte, eine zeitgenössische Biographie Talleyrands geschrieben zu haben. Entweder nimmt er an, daß ich fast 200 Jahre alt bin, und in diesem Fall sollte er gegenüber meinen literarischen Schwächen mehr Nachsicht üben — oder er glaubt, daß Monsieur Talleyrand noch am Leben ist, was leider nicht zutrifft.“



Vor der Kirche Polizei: Hochzeit Errol Flynn — Patricia Wymore

dienst vor der Küste eines Staates von verdächtiger Neutralität ins Meer geworfen. Die Neutralen photographieren den Plan und schicken ihn dem Feinde. Der geht prompt in die Falle.**)

In die Erzählung ist eine mißlungene Verlobung und die Liebesgeschichte Williams und seiner Kusine Felicity verwoben. Duff Cooper erzählt, ohne sich mit Beschreibungen oder Charakter-Analysen aufzuhalten.

„Es ist das beste literarische Porträt eines Gentleman, das ich seit vielen Jahren gelesen habe“, schrieb der Doyen der englischen Literaturkritiker, Desmond MacCarthy, in der „Sunday Times“.

Wie es sich bei einem Gentleman geziemt, der niemals große Worte in den Mund nimmt, ist der Dialog des Buches bewußt flach, alltäglich. Dabei gleitet er manchmal in die Schablone ab.

John Raymond, ein Rezensent des „New Statesman“, zitiert gleich fünf solcher

*) Neue Shakespeare-Theorien sind ein beliebter literarischer Zeitvertreib Englands. Der Londoner Autor und Dozent Geoffrey Ashe hat neulich erklärt, Shakespeare habe in der Londoner Zentrale des Geheimdienstes der Königin Elizabeth gearbeitet, bevor er sich auf das Dichten verlegte. Er will das in einem Buch nachweisen.

**) Etwas Ähnliches scheinen die Engländer tatsächlich vor ihrer Landung in Nordafrika versucht zu haben, ob mit Erfolg, ist nicht bekannt. Der Neutrale war Spanien. Cooper erklärt jedoch, seine Erzählung beruhe auf reiner Erfindung.

FILM

VERFÜHRUNG

Fruchtsaft zu dritt

Errol Flynn, Hollywoods schöner Mann, der „he-man“, der männliche Mann des amerikanischen Films, soll auf der Anklagebank Platz nehmen. Es ist noch nicht entschieden, wo diese Bank stehen wird, ob in Monaco oder in den USA.

Der Ort der Handlung nämlich, der Schauplatz des Delikts, dessentwegen es eine gerichtliche Akte Flynn gibt, soll des Schauspielers Jacht „Zaca“ gewesen sein. Die „Zaca“ segelt unterm Sternenbanner — danach wäre ein US-Gericht zuständig —, lag aber zur fraglichen Zeit an der Küste Monacos vor Anker — weswegen auch das Fürstentum für den Prozeß zuständig sein könnte. Die Entscheidung steht noch aus.

Die Anklage lautet auf Verführung Minderjähriger und Verstoß gegen die guten Sitten. Das Ehepaar Dervin hat im Sommer 1950 die Klage eingereicht, in Frankreich. Die Dervins sind dort zu Hause.

Monsieur und Madame Dervin gaben beim Gericht in Nizza zu Protokoll, Errol Flynn habe im Sommer 1949 ihre damals 16jährige Tochter Danièle, genannt Dany, an Bord seiner Jacht gelockt und verführt.

Nizza brauchte einige Monate, um festzustellen, daß es nicht zuständig sei. Die Akten Dervin gegen Flynn wurden von Monaco übernommen.

Untersuchungsrichter Blasette wußte zuerst nicht, wo der Beklagte zu erreichen war, erfuhr dann aber aus Zeitungen, daß Flynn am 23. Oktober in Monte Carlo die Hollywood-Schauspielerin Patricia Wymore heiraten werde.

Der 41jährige Errol Flynn hat eine gewisse Übung im Heiraten. Seine erste Frau war die Französin Lili Damita. Er hatte die um Jahre ältere Schauspielerin 1935 auf der Ueberfahrt von Europa nach Amerika kennengelernt und sie geheiratet, als sie widrigenfalls Selbstmord zu begehen drohte.

Seit der Scheidung im Jahre 1941 bekommt sie für sich und ihren heute

Untersuchungsrichter Blasette hatte keine Bedenken, die Hochzeit als günstige, wenn auch nicht übermäßig passende Gelegenheit für seine Zwecke zu nutzen. Am Abend, bei der Feier im Hotel, erschienen zwei Inspektoren der monegassischen Polizei, nahmen den eben zustande gekommenen Ehemann beiseite und erklärten ihm, daß er sich zur Verfügung der Justiz halten möge. Worauf sie ihm den Strafantrag des Ehepaares Dervin überreichten.

„Erpressungsversuch“, stellte Flynn empört fest.

Flynn hat 1942 in Los Angeles einen Prozeß gewonnen, in dem es um heftigere Anklagen zweier Mädchen ging. Und damals wurde Flynn vom Gericht bestätigt, daß nicht er den teenagers, den Backfischen, keine Ruhe läßt, sondern sie ihm keine Ruhe lassen. Was nichts daran ändert, daß



Filmgeschäft mit Frauen: Errol Flynn bei Partnerinnensuche

14jährigen Sohn den größten Teil von Errols Geld. Flynn muß auch noch die Steuern für die hohen Alimente bezahlen.

Die zweite Flynn'sche Ehe — mit Nora Eddington, einer ehemaligen Zigarettenverkäuferin — dauerte sieben Jahre. Nora klagte dann wegen „seelischer Grausamkeit“. Flynn erklärte: „Sie wollte immerzu Staub wischen“.

Nora bekam monatlich 6000 Dollar zum Unterhalt der beiden Flynn-töchter zugesprochen und heiratete einen Nachtclubsänger.

Als die Scheidung rechtskräftig wurde, war Flynn in Paris und verlobte sich mit der zwanzigjährigen Prinzessin Irene Ghika. Und entlobte sich — „weil sie nicht kochen kann“ — und verlobte sich mit dem rothaarigen Texasgirl Patricia Wymore.

Die Hochzeit mit ihr, Flynn's Partnerin in seinem vorletzten Film und Tochter eines Oelkönigs, ging in Monte Carlo unter männlicher Begeisterung weiblicher Zuschauer vor sich. Zwischen Hotel und Kirche waren die Straßen voller Frauen, denen ein Blick auf den räuberischen Filmhelden aus „Robin Hood“ und „Herr der sieben Meere“ die Erfüllung ihrer Sehnsüchte bedeutet.

In der Kirche nahm Pfarrer Goetard dem Brautpaar den feierlichen Schwur ewiger Treue ab. Vor der Kirche war die mobilisierte Polizei dabei, die weibliche Begeisterung in Schranken zu halten.



Junges Mädchen ...
Danièle Dervin

der „Zaca“ besucht haben könne, bestritt er nicht.

Den Vorwurf der Erpressung weisen die Eltern Dervin mit dem Hinweis von sich, sie suchten keinen Vorteil. Sie hätten zwar eine Million Schadenersatz verlangt, aber nur, um das Geld einem Hilfswerk für verlassene Mädchen zuzuführen. Ihnen sei daran gelegen, den verachtungswürdigen Verführer ihrer Tochter hinreichend gestraft zu sehen.

Das Gesetz von Monaco belegt das Delikt, das die Dervins Flynn vorwerfen, mit Zuchthaus. Nach amerikanischem Gesetz wird die Verführung Minderjähriger als Vergewaltigung angesehen und entsprechend hoch bestraft.

Der Presse erklärte Flynn schriftlich: „So viel weiß ich bestimmt, daß ich es noch nie nötig gehabt habe, Mädchen zu vergewaltigen. Diese Mühe habe ich mir noch nie zu geben brauchen.“

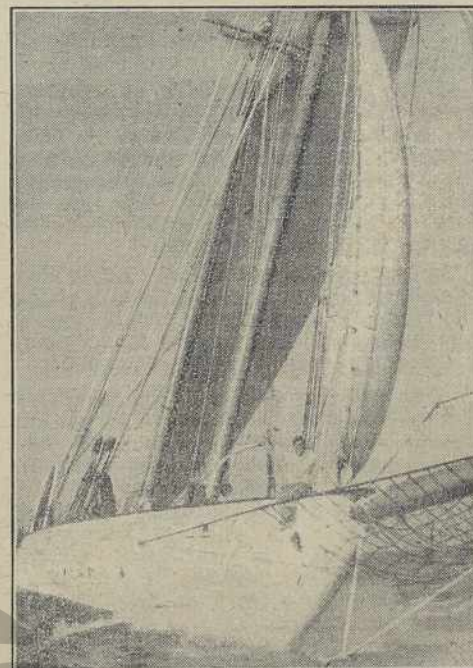
Flynn vom weiblichen Publikum als Don Juan idolisiert wird.

Es gehört zum Schicksal des typisierten Hollywoodschauspielers, es als Privatmann den Leuten schwer recht machen zu können. Benimmt er sich im Leben wie in seinen Filmen, sagt man, er höre nie auf zu spielen. Benimmt er sich anders, heißt es, er sei ein Poseur. Bei Errol Flynn ist es in Wirklichkeit so, daß er, dessen Filmgeschäft es ist, Frauen mit mehr oder weniger gezogener Klinge zu erobern, die Gesellschaft von Männern der liebesstüchtigen Frauen vorzieht.

Trotzdem stellen Dany Dervins Eltern den Vorfall auf der Jacht „Zaca“ so dar: Dany habe Flynn im Sommer 1949 mit einer Freundin an Bord besucht, um ihn zu fotografieren. Zu dritt hätten sie Fruchtsaft getrunken. Flynn sei sehr liebenswürdig gewesen.

Zwei Tage später habe Dany nahe der Jacht gebadet. Flynn habe sie eingeladen, die „Zaca“ zu besichtigen. Dany habe angenommen, Flynn habe sie in seine Kabine gelockt, die Tür geschlossen und Dany Gewalt angetan.

„Ist es nicht erstaunlich, daß die unglückliche Familie Dervin über ein Jahr vergehen ließ, ehe sie sich des schrecklichen Vorfalles erinnerte und Klage erhob?“ fragte Flynn zurück. Die Möglichkeit, daß ihn ein junges Mädchen an Bord



... an Bord
Jacht „Zaca“ mit E. Flynn

BRIEFE

Sch wie Schäffer

Ich habe nicht wenig schmunzeln müssen, als ich in den Tageszeitungen lesen konnte, daß Dein Artikel „Sch wie Schäffer“ (Nr. 50) schon am selben Tag Deiner Ausgabe in Bonn erneut gewaltigen Staub aufgewirbelt hat. Es stinkt also doch so manches, was mit „Sch“ beginnt.

Badenweiler

EBERHARD SCHÄFER

Nur ein Wort

Herr Jens Daniel, zu Ihrem Artikel „Sprachrohr Grotewohl“ (Nr. 50) nur ein Wort: Bravo!!

München

BRAUN

Ich halte Dich jetzt im 4. Jahr und Du bereicherst eingebunden meine Bibliothek. Du siehst also, wir haben Gefallen aneinander gefunden. Und gerade darum: verschone mich mit diesem Jens Daniel. Du bist ein Nachrichtenmagazin, laß also diese blödsinnige Meinungsmache, die sich in den Händen zweitklassiger Provinzredakteure viel erheiternder macht.

Münster

GERD SCHROEDER

SPIEGEL-Ausschuß

Eine der Ursachen für die von Mr. H. G. Brown mit Recht bemängelte lückenhafte Berichterstattung in der deutschen Presse über den SPIEGEL-Ausschuß (Nr. 44, Briefe) ist in der Interessenlosigkeit der Bevölkerung selbst zu suchen. Weite Kreise lehnen das Bonner Parlament von vornherein rundweg ab. Ich glaube dagegen, man täte gut daran, auch hier nicht zu vergessen, das Maß aller Dinge zu bewahren.

Wenn man berücksichtigt, unter welchen Schwierigkeiten in kurzer Zeit aus einem infolge der 12 Nazijahre und der Kriegsverluste kleinen Reservoir ein Parlament zusammengewählt werden mußte, und wenn man bedenkt, welchen ungeheuer komplizierten Problemen es gegenübersteht, dann sollte das Urteil nicht allzu voreilig gefällt werden. Dann muß auch verständlich sein, daß völlige Versager unter den Parlamentariern vorkommen, wie sie in jedem anderen Unternehmen zu finden sind.

Die ursächliche Schuld für derartige Vorkommnisse, wie sie jetzt mehr schlecht als recht in Bonn untersucht werden, liegt aber in erster Linie bei uns, den Wählern. Wir haben diesen Kandidaten unsere Stimme gegeben, ohne ihre Vergangenheit, ihre Integrität und ihr Können zu prüfen. Anstatt das gewiß nicht fehlerlose Bonn in höchsten Tönen der Entrüstung zu verurteilen, sollten wir etwas Selbstkritik üben und unsere Aufgaben als Bürger dieses Staates ernst nehmen.

Honnef/Rhein

JOACHIM SCHLANGE-SCHÖNINGEN

Hereingefallen

In der letzten Nummer haben Sie uns mit Ihrem Quiz aber tüchtig irreführt. Da ich mich daran erinnerte, daß Sie unseren Bundeskanzler irgendwann einmal einen „großartigen alten Indianer“ oder so ähnlich genannt haben, verwechselte ich die abgebildete Rothaut zunächst mit Konrad Adenauer. Bei einem Rheinländer kann man ja nie wissen, ob er sich nicht vielleicht maskiert hat, zum Karneval etwa.

Bei Jakob Kaiser dachte ich mir, er eröffnet gerade eine Ausstellung über gesamtdeutsches Wesen und hat dabei eine Tracht aus dem



Adenauer und Indianer



Kreutzberg und Kaiser

Spreewald angelegt. Aber da war's Harald Kreutzberg. Nicht hereingefallen bin ich dagegen bei Bundesverkehrsminister Seeborn. Von ihm habe ich ein Bild, auf dem er allerdings auch wie ein Schauspieler aussieht.

Frankfurt

HANS L. WAGNER

Bei Frage 13 scheinen Ihre guten Geister Sie verlassen zu haben. Daß Schumacher und Niemöller durch einen gemeinsamen Staatssekretär verbunden sein sollen, scheint mir doch zumindest etwas vorgegriffen.

Bremen

WERNER HEYSE

Punkt e) der Frage 13 hätte richtig heißen müssen: „Abiehnung der Remilitarisierung.“ Der „Staatssekretär“ gehörte unter Punkt e) der Frage 14 und hätte vollständig heißen müssen „Staatssekretär Meißner“. Der SPIEGEL wurde hier das Opfer seiner rütselreudigen Metteure. - Red.

Geschlossen hinter mir

In Ihrer SPIEGEL-Folge 50 brachten Sie unter Personalien einige Zeilen über Herbert Münchow.

Die Deutsche Reichsjugend hat mit Herrn Hedler nicht das geringste zu tun und ist auch keine DRP-Jugend. Bereits in dem von mir am 2. 10. 1950 erlassenen Aufruf an die deutsche Jugend habe ich die Ueberparteilichkeit der DRJ klar herausgestellt. Wenn nun auf einmal der „Bundesorganisationsleiter“ der völlig belanglosen DRP-Splitterpartei glaubte mich „absetzen“ zu können, so hat die DRJ-Reichsführung darüber nur lächeln können. Das gesamte DRJ-Führerkorps im Bundesgebiet steht geschlossen hinter mir. Ich habe inzwischen alle DRJ-Angehörigen, die Mitglied der DRP sind, angewiesen, aus die-

ser Partei sofort auszutreten. Die DRJ wird von mir auf bündischer, soldatischer Grundlage nach wie vor weitergeführt.

Zu meiner Person möchte ich Ihnen noch mitteilen, daß ich selber aus der alten bündischen Jugend komme, vor 1933 im Deutschen Pfadfinderbund führend tätig war und 1932 im Oktober aus der HJ ausschied, weil mir Herrn von Schirachs Auffassung über die Art der Erfassung der Jugend nicht paßte. Auch dieser Herr sah in der Parteijugend das Richtige, was ich zumindest für das Jungvolk restlos ablehnte und heute für die Jugend überhaupt ablehne.

Flensburg

Deutsche Reichsjugend

HERBERT MÜNCHOW

Führer der DRJ

Antiquierte Regelung

Die Höhe einer gerichtlichen Strafe bemißt sich etwa nicht nach dem Grade des begangenen Unrechts, sondern nach dem Reichsstrafgesetzbuch von 1871. Diese z. T. antiquierte Regelung zeigt sich deutlich in Heft 45 („Entnazifizierung“ und „Kleinstadt“). Wenn man tausend und aber tausend Mark für Bescheinigungen über Einstufungen in Gruppe V sich ergaunert, davon lange Zeit in Saus und Braus lebt (wie Frau Weiser), erhält man vier Monate Gefängnis. Sagt man uneidlich vor dem Verwaltungsgericht etwas Falsches aus, so geht man sieben Monate ins Gefängnis. Blättert man noch eine Seite weiter, so liest man über den Massenmörder Pfeil. Man kann heute so viel Menschen in Deutschland umbringen wie beliebt, der gute christliche Staat ernährt einen das Leben lang.

Freiburg/Br.

R. LEY

Unbequem

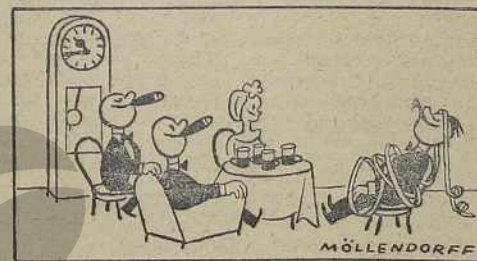
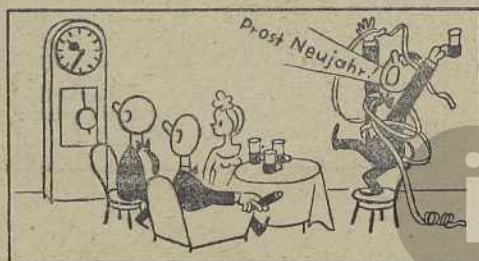
Vielleicht finden sie als Ergänzung der tragikomischen Sicherheitsratdebatte (Nr. 50) die beiliegende Karikatur aus „Komsomolskaja Prawda“ vom 1. 12. 50 des Nachdrucks würdig. Die Unterschrift heißt: „Position des



vorsitzführenden Bebler im Sicherheitsrat“. Herr Bebler unterschreibt in seiner unbequemen Lage gerade einen „Beschuß des Sicherheitsrats über Verfahrensfragen“.

Bad Dürkheim

HANNS OBER



Paul Laven

In Nr. 48 beschäftigen Sie sich mit der Uebertragung des Fußballländerspiels Deutschland — Schweiz. Sie erklären dabei, Rainer Günzlers Einführungsbericht sei brav und trocken gewesen. Ich glaube, Sie irren sich. Es war für viele Hörer geradezu wohltuend, wie sehr sich die Art des Einführungsberichts unterschied von jenen aus früherer Zeit der von Ihnen als besser bezeichneten Reporter.

Dr. Laven schied als Hauptsprecher des Länderspiels von vornherein aus, nicht etwa wegen politischer Belastung, sondern weil er keineswegs mehr die Qualifikation mitbringt, ein Länderspiel zu übertragen. — Herr Dr. Laven versuchte sich während der letzten Zeit mit wechselndem Erfolg als Lautsprecher-mann bei großen Sportveranstaltungen. So auch beim Nürburgring, wo seine konfuse Ansage eher zur Irritierung als zur Aufklärung der Zuschauer diente. Im übrigen erscheinen mir Reporter, die bei Fußball-Länderspielen schon Leute mitspielen ließen, die zu Hause am Radio saßen (Barcelona, Spanien — Deutschland) nicht geeignet, solche Spiele zu übertragen.

Stuttgart

HORST JAEDICKE

Wer so wie ich fast jeden Sonntag in der Saison an einer großen motorsportlichen Veranstaltung teilnahm, konnte auf allen Sportplätzen, sei es bei den Fahrern oder beim Publikum, hundertfach hören: „Ja, warum spricht eigentlich Dr. Laven nicht mehr?“

Kirchhain, Bez. Kassel

EMIL NOLL

Pfui!

Diesmal muß ich leider ganz laut „Pfui“ sagen. Veranlassung dazu ist das Photo auf Seite 3 des SPIEGEL Nr. 48, wo hinter die Zielübungen vornehmenden Angehörigen des



deutschen Arbeitsbataillons russisch geschrieben steht: Nje sratj (nicht sch...en). Klarheitshalber füge ich noch hinzu, daß mit „sch...en“ nicht „schießen“ gemeint ist.

Rendsburg

A. KARKLINS

Herrn „Captain“ Ernst Grams*), früher Oberleutnant E. Grams, übermitteln Sie bitte im Namen des Kleeblattes Kirchhoff, Wartmann, Muth und Pflumer, früher I./Pz. Rgt. 26, unseren von Herzen kommenden Glückwunsch zur Beförderung zum Hauptmann und Verleihung des Ritterkreuzes. Truman scheint in weiser Erkenntnis der Heldentaten unseres lieben Ernst Grams das Ritterkreuz verliehen zu haben, von Adolf hatte er es nicht. Wir freuen uns aber mit unserem alten Ernst und stellen fest: Er hat sich nicht verändert!

Unna i. W.

Dr. med. dent. OTTO MUTH

*) Ernst Grams, Captain des deutschen Arbeitsbataillons (auf dem Photo 2. v. r.), fungierte als „ehemaliger Hauptmann und Ritterkreuzträger“.



25 Uhr

J'ai lu avec un très grand intérêt l'article publié dans votre journal sur mon livre „25 Uhr“. J'espère vous dire ma gratitude et ma sympathie de vive voix lors de mon voyage prochain dans votre pays*).

Cannes

C. VIRGIL GHEORGHU

Gegendarstellung

Es ist unrichtig, daß Herr Albin Neumann Hypnoseexperte in Wien ist. Herr Albin Neumann ist vielmehr Sachverständiger für die Tricktechnik okkulten Schwindler bei den österreichischen Behörden.

Es ist auch unrichtig, daß Herr Neumann Strobl denunziert oder versucht habe, diesen hineinzureißen. Wahr ist lediglich, daß Herr Neumann im Auftrage des Polizeipräsidiums als Sachverständiger an einer okkulten Sitzung, bei der sich Herr Strobl betätigte, teilgenommen hat. Strobl hat seinerzeit (Juli 1950) bei einer polizeilichen Aussage, die in Gegenwart des Herrn Neumann gemacht wurde, angegeben, nicht hypnotisiert, sondern lediglich Zauberkünste gezeigt zu haben.

München

Dr. WALTER BRAUN
Rechtsanwalt

Der SPIEGEL zitierte in Nummer 49 den Manager des Magiers Strobl. Seßler. Auditor et altera pars. — Red.

Zu denken geben

Zunächst muß ich Ihnen wohl erklären, warum ich anonym schreibe. Ich wohne im russischen Sektor Berlins. Das besagt schon viel für mein Verhalten. Vor zwei Jahren erhielt ich bei der Durchreise in Hannover die erste Nummer des SPIEGEL. Seitdem lasse ich keine Nummer aus, die ich leider nicht aufheben kann, denn bei mir gefunden, kann sie mir schwer nachteilig wirken. Ich gebe sie aber Personen, die sich über den Inhalt ärgern werden.

Dabei mache ich es so, daß ich Ihre Zeitung mit einem Vermerk in Maschinenschrift versehe: „Bei jedem Zeitungsstand im Westen zu haben“ in Briefkästen von Leuten stecke, von denen ich weiß, daß sie über 100-prozentig heute mitmachen. Viele Artikel von Ihnen — ich denke z. B. an den über Kreikemeyer „Neun befühlen ihren Hals“ in Nr. 36 — werden denen besonders zu denken geben.

Berlin O

X.

*) Mit großem Interesse habe ich den Artikel gelesen, den Sie in Ihrem Blatt über mein Buch „25 Uhr“ gebracht haben. Ich hoffe, daß ich Ihnen meinen Dank und meine Sympathie persönlich ausdrücken kann, wenn ich nächstens in Ihr Land kommen werde.

I N H A L T

PANORAMA	3
DEUTSCHLAND	7
INTERNATIONALES	15
AUSLAND	19
LIEBER SPIEGELLESE	22
SERIE	24
MEDIZIN	26
WIRTSCHAFT	28
PERSONALIEN	33
SPORT	34
BILDENDE KUNST	36
LITERATUR	36
FILM	39
BRIEFE	41

DER SPIEGEL

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Hannover, Hochhaus Goseriende

Telefon: Sammelnummer 2 04 53

Fernschreiber: 02 37 18

Telegramm-Adresse: Spiegelverlag

Herausgeber:

Rudolf Augstein, Roman Stempka

Redaktion:

Chefredakteur Rudolf Augstein. Verantwortliche Redakteure Hans Detlev Becker, Kurt Blauhorn, Claus Leo Brawand, Johannes K. Engel, Dr. Werner Hühne, Hans Dieter Jaene, Hildegard Neef, Roman Stempka, Hans J. Toll, Klaus Wagner, Hans-Jürgen Wiehe.

Büros:

Berlin: Heinz-Jürgen Plathner, Bonn: Dr. Ludwig Schulte Strathaus, Hermann Blome, München: Werner Volkmar

Ausland:

London: Dr. H. G. Alexander; Rom: Ernst Günther Lipkau; Paris: Edgar Jobbert, Georges R. Raymond; New York: Dr. Harry E. Klepetar; Washington: Frank Burns.

Mitarbeiter:

Dr. Hans Bayer, Eberhard v. Felde, Ernst Grunwald, Hans Guhr, Claus Hardt, Karl Hoepfner, Horst Jaedicke, Ernst von Khun-Willegg, Dr. Walter Kunze, Hans Herm. Mans, Gerd Pick, Hans Reichardt, Peter Rober, Günter Weber, Eva Windmüller, Peter Wolf.

Photos:

SPIEGEL (Max Ehler), AFP, AP, DPA, KEYSTONE, UP, Bayrisches Pressebild, Fl. Mc Carty, Haug-Foto, Historisches Bildarchiv, L. Handke, J. W. Hochscheid, H. Reichard, W. Rudolph, M. Schweizer, C. A. Stachelscheid, studio 50.

Zeichnungen:

Globus Kartendienst

SPIEGEL-VERLAG G.M.B.H.

Nachdruck von Wort und Bild nur mit Erlaubnis des SPIEGEL gestattet. Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt.

Der SPIEGEL darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lese-mappen geführt werden.

Druck des Inhalts:

A. Madsack & Co., GmbH., Großdruckerei, Hannover.

Regelung

Zu ihrem Artikel „Ehebruch in der Retorte“ in Nr. 45: Sie sagen, nach deutschen Gesetzen sei die künstliche Befruchtung kein Ehebruch. Diese Folgerung stützt sich auf den Wortlaut des § 172 StGB. Eine solche Auslegung kann aber bei näherer Betrachtung nicht dem Willen des Gesetzgebers gerecht werden. Das Strafgesetzbuch ist im Jahre 1872 verabschiedet. Die Gesetzgeber haben damals nicht an künstliche, sondern nur an außereheliche natürliche Befruchtungen denken können.

Besonders die Unzulässigkeit der Ehe zwischen Verwandten und die Strafbarkeit der Blutschande beweisen, daß der Schutz der Ehe vor allem von der starken Absicht getragen ist, den zu zeugenden Kindern Eltern zu sichern, denen ein Mindestmaß von Verantwortungsfähigkeit und blutmäßiger Eignung für die Kindeszeugung abverlangt wird. Eine Frau, die sich künstlicher Befruchtung durch einen Spender unterzieht, übernimmt wie im Matriarchat eine Herrschaftsregelung, die ihr nach der biologischen und juristischen Ordnung nicht zusteht. Hamburg KARL SCHRÖDER

Prozeß

Gesandtschaftsrat a. D. Leon Rappaport von der polnischen Gesandtschaft in Schweden, der als Sündenbock für den Verkaufsvertrag deutscher Junkermotoren durch schwedische Vermittler an Spanien (Nr. 48) vor acht Monaten abberufen und mit acht Jahren Gefängnis belegt worden war, hat vorige Woche das Warschauer Staatsgefängnis verlassen und ist Abteilungsleiter im polnischen Handelsministerium geworden. Er und seine Frau hinterlassen in Schweden einen verlorenen Prozeß: Schadenersatz in Höhe von 4,5 Millionen Kronen für entgangene Provision an die Firma Swedab. Denn das Geschäft zwischen Polen und Spanien war mit Hilfe der Swedab fix und fertig gewesen, als es bei der UNO an die große Glocke gehängt wurde. Dort hängt es heute noch an Stelle von Herrn Rappaport, der nun wieder neuen Geschäften nachjagt. Stockholm

LITTMANN

Ende

Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, Mißstände aufzuklären, in fragwürdige Zusammenhänge hineinzuleuchten und Uebelstände aller Art anzuprangern. Damit wollen Sie, wie ich vermute, der Wahrheit dienen. Eine großartige Absicht, mit der Sie zweifellos schon viel Gutes bewirkten.

Ganz und gar nicht der Wahrheit dienen Sie aber durch Ihren Artikel in Nr. 48 über Kordt. Ich protestiere entrüstet dagegen, daß man einen verantwortungsbewußten, in seiner Gesinnung untadeligen Menschen auf diese unfaire Weise in seinen Absichten diffamiert. Seit 1937 hatte ich immer wieder Gelegenheit, mich von Dr. Kordts Gesinnung und Geisteshaltung zu überzeugen.

In der Nazizeit gab es für anständige Menschen, die nicht schon von vornherein belastet waren, wohl nur zwei Möglichkeiten. Entweder sie verließen das Land mit der bequemen Ausrede: „Nach mir die Sintflut.“ Das wäre für Dr. Kordt als Diplomat ein Leichtes gewesen. Oder aber — vor allem

dann, wenn durch Beruf und Stellung der Ansatzpunkt dafür gegeben war, sie entschlossen sich, zu bleiben, um wenigstens soviel zu bremsen und zu verhüten, wie in ihren Kräften stand. Mir scheint das letztere verantwortungsvoller. Mehr als einmal war ich Zeuge eines schweren Konflikts, den diese Entscheidung für Dr. Kordt bedeutete.

Ich bezeuge, daß er als einziger Mensch, der mir in ganz Deutschland bekanntgeworden ist, 1939 bereit war, sich selbst mit Hitler zusammen in die Luft zu sprengen. Er wollte also nicht einmal „übrigbleiben“. Das allein schon hebt ihn hoch über alle hinaus, die gleich Mutiges und gleich Selbstloses nicht von sich behaupten können.

Ich bezeuge gleichfalls, daß er seit 1937, von wo an ich Gelegenheit hatte, sein Verhalten und seine Handlungen zu verfolgen, täglich und stündlich Dinge tat, die nur dem einen Ziel dienten: Hitlers Ende nicht zu Deutschlands Ende werden zu lassen. Man kann jeden Menschen herunterreißen, wenn man ihm und sein Tun entsprechend schnoddrig kommentiert. Aber wir alle, die wir gegen Hitler protestiert, gekämpft, unter ihm gelitten und so gut, wie wir es vermochten, entgegengearbeitet haben, verbitten uns, daß es fünf Jahre nach Naziende in dieser Form und mit demjenigen Menschen geschieht, den wir als einen unserer besten, klügsten und tapfersten Gesinnungsgenossen während vieler Jahre erproben und respektierten. München

RUTH ANDREAS-FRIEDRICH

Herausgeberin von „Berlin Underground“, Tatsachenbericht aus Berlin 1938–45, erschienen 1947 bei Henry Holt, New York, 1947 Latimer-House-Verlag, London, und 1948 unter dem Titel „Der Schattenmann“ bei Suhrkamp, Berlin.

In Ihren letzten Nummern haben Sie über die Memoiren des Staatssekretärs Meißner und des Gesandten Erich Kordt geschrieben. Vielleicht sollten Sie nachtragen, was Erich Kordt über Meißner zu berichten weiß. Hitler habe vor einem Kreis von Leuten, zu denen auch Erich Kordt gehörte, über Hindenburg erzählt, an dem das große Werk fast schon zu Anfang gescheitert wäre. Da habe sich im letzten Augenblick Staatssekretär Dr. Meißner eingeschaltet. Hindenburg habe am Schreibtisch gesessen, vor sich das Dekret über die Reichstagsauflösung, und habe nicht unterschreiben wollen. Hugenberg sei abwesend gewesen.

Da sei endlich Meißner, der seinen Herrn genau kannte, vorgetreten und habe die persönliche Antipathie Hindenburgs gegen den deutschen nationalen Parteiführer und früheren Finanzrat Hugenberg geschickt ausgenutzt. „Herr Feldmarschall“, habe er gesagt, „das ganze Kabinett ist sich über die Notwendigkeit einer Reichstagsauflösung einig“, und nach einem kurzen Stocken habe er in leicht vorwurfsvollem Ton hinzugefügt: „Lediglich Herr Geheimrat Hugenberg möchte diese aus parteipolitischen Gründen etwas hinausschieben.“ Der alte Herr habe daraufhin wütend ausgerufen: „Immer noch diese parteipolitischen Erwägungen!“ Er habe zur Feder gegriffen und das Auflösungsdekret unterschrieben. Berlin

HANNS HERMANN

„Einer der besten Liköre der Welt...“



...so urteilte H. S. Franke, Vizepräsident des Germania Club anlässlich der 1. Internationalen Messe 1950 in Chicago. Dieses Urteil wurde bei einer Vergleichsprobe abgegeben und sicherte dem neuen Erzeugnis des Hauses DUJARDIN seinen erfolgreichen Start in die Welt.

1/4 Flasche DM 12.-

Dujardin

Triple Sec (41%)

Curacao

DUJARDIN & CO VORM. GEBR. MELCHER

SEIT 1810 UERDINGEN AM RHEIN





i k g s

DIE GROSSE NUMMER
VON A. PAUL WEBER